

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Karl Domanig als Student

Dörrer, Anton

München, 1924

Textblock

„Ich sage zu meinen Austriern Du und bitte mir auch Ihrerseits die Erlaubnis dazu aus. Es soll gegenseitig sein.“ So schrieb Karl Domanig, der Dichter, Kunstgelehrte und Direktor der kaiserlichen Münz- und Medaillensammlung am Wiener Hofmuseum noch in seinen letzten Jahren an ein Fuchslein der akademischen Verbindung „Austria“ in Innsbruck auf dessen respektvolle Zuschrift und schloß seinen Brief: „Ist die Austria guter Dinge und guten Mutes? Ich hoffe und wünsche es sehnlich. Seid unnachgiebig und weist von Zeit zu Zeit dem Gegner recht ordentlich die Zähne; denn wie das Sprichwort sagt, das für unsere Zeiten und für unsere Leute ganz besonders paßt: wer sich mauzig macht, den fressen die Katzen!“

Wohl war die innsbrucker „Austria“ Domanigs Urverbindung, aus der er selbst hervorgegangen, aber obige Worte und seine unentwegte Teilnahme und Liebe genoß alles, was als deutscher, katholischer Student, als christlicher Burschenschaftler sich bewährte. Noch im letzten Jahrfrucht seines Lebens, da schon das Leiden an ihm nagte, blieb sein Haus in Klosterneuburg das Ziel froher Studentenausflüge und wuchs daraus die erste Wiener Vorortsverbindung „Welfia“, die so ziemlich alles im Städtlein vereinigte, was katholisch und deutsch, österreichisch und burschikos dachte und tat. Den damaligen Prälaten Piffel und den Maturanten Andreas aus Domanigs eigenem Hause, Gelehrte und Professoren und natürlich die Jungen aus Klosterneuburg, die Wiener Hochschulen besuchten und meist schon ein Band einer dortigen Verbindung des Cartellverbandes (C. V.) um ihre Brust geschlungen trugen.

Da ward der „Altherr“ inmitten aufschäumender Burschenherrlichkeit wieder jung und frisch und froh und wußte zu erzählen und der sonst so besonnene Lehrer jugendlicher Herzen sang sein Lied und rieb den Salamander und das Feuer seines blühenden Auges und Wortes rieß die um ihn begeistert fort:

Weiß, Rot und Gold die Farben
Der Fahne, die uns eint;
Sie sind es die uns warben
Viel treugesinnte Freund';
Daß in der Alltagsleere,
Und wann uns Sturm umtoßt,
Jedweden von uns wäre
Ein Helfer, Halt und Trost!

Reicht, Brüder, Euch aufs neue
Die Hand zum Lebensbund!
Wir halten fest die Treue
Und tun dem Gegner kund:
Die Farben, die uns zieren,
Die stehn uns zu Gesicht,
Die Fahne, die wir führen,
Und die verlaß ich nicht! ich nicht!

(K. Domanig, Burschenherrlichkeit, vertont von Vinz. Goller.)

Mancher, der da mitsang, kannte den Poeten und Numismatiker und auch den „Mann vom Land Tirol“, Karl Domanig geheiß, eigentlich nur vom Hörensagen her. Aber den Studentenwater, den Jüngling im Silberhaar, das lichte, sonnenklare, männerstarke und leiddurchfurchte Bild einer im Lebenskampf gefestigten Persönlichkeit von ureigenem Gepräge, von kerniger Bodenständigkeit und weicher Gemütsiefe, von einer manchmal bis ins Barocke streifenden burschikosen Romantik, das frohe Gemüt, das treue Herz und den tiefen, ernstesten Sinn dieses vorbildlichen Altherrn, dem schon das Edelweiß des Alters aus dem Antlitz blühte, dem noch die Seelengüte aus den

blauen Augen leuchtete und dem die Dichterseele mit jedem Worte auf den Lippen lag, den hatten viele wenigstens in einem Belange kennen und schätzen gelernt, nicht nur in Klosterneuburg und Wien und Innsbruck; auch draußen im Deutschen Reiche, in der Schweiz und selbst in Amerika hatte der Kerntiroler der Freunde viele; er war ihnen allen eine ideale Persönlichkeit.

Das war nicht von selbst gekommen. Der Gymnasiast Karl Domanig hatte um Charaktertüchtigkeit und tiefe Weltanschauung schwer zu kämpfen und zu ringen. Ich will hier nicht noch einmal erwähnen, was ich schon in dem Buche „Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit, und die tirolische Literatur seit 1800“ (Jos. Kösel, Kempten und München; in der Folge als Biographie angeführt. Vergl. auch die ältere Monographie von E. M. Hamann, Ulber, Ravensburg und die von ihr besorgte Einführung in Domanigs gesamte dichterische Werke, die ebenfalls bei Kösel-Kempten und in Auswahl soeben bei Tyrolia-Innsbruck erscheinen) zum Werden des Tirolers ausgeführt habe. Nur seine Studentenzeit soll hier näher besehen und hauptsächlich bisher Unbekanntes, nach Briefen und Dokumenten, die mir von Freunden, Anstalten und der Verbindung zugekommen sind, zur Vertiefung des Charakterbildes nachgetragen werden.

Wenn es für einen Dichter zum Nutzen ist, wie W. Scherer betont, „aus einer Landschaft mit stark ausgeprägter konservativer Stammesart hervorzugehen, zumal wenn eine bedeutende Mundart sein Sprachvermögen nährt,“ so festigte sich Domanigs Lebenswirksamkeit aus seiner tirolischen Heimat, aus dem begüterten Vaterhaus, in der Idylle, in den goldenen Freiheiten seiner Jugend, in der althistorischen Kleinstadt Sterzing, aus den nahen familiären Beziehungen zu den volkstümlichen Helden von 1809, aus dem bei den vielen Naturwanderungen angeknüpften Umgang mit der „homer-

ischen" Bauernbevölkerung der Umgebung; sie dringt bis in die einzige, jedoch auch für ganz Tirol einzigartige Straße, aber haust daheim auf den nahen Hängen und Bergen, die das urdeutsche Eisacknest mit Wiesen und Wald wie mit einem Wall umschließen, dem Landkundigen auch Übergänge ermöglichen, so über den Brenner in die Hauptstadt und ins Passeyer über den Jaufen, kurz in alle Richtungen des gebirgigen Tiroler Landes. Aus dieser eng begrenzten Welt hat Karl Domanig seine erste Bodenfestigkeit und Heimatskraft und Grundsätzlichkeit mit der Muttermilch aufgesogen, zu einer Zeit, als Tirol seine ersten Bahnen, seinen nennenswerten Fremdenverkehr erhielt, dessen Tücke freilich auch gleich in der eigenen familie entwurzeltstem Hotelunternehmertum am Schönberg Wunden schlug. Domanigs Vater selbst, der bei der Errichtung der Franzensfeste und der Brennerbahn große Aufträge von Eisenlieferungen erhielt und sich dabei zu einem der vermögensehrendsten und angesehensten Bürger von Sterzing aufschwang, empfand nachgerade schwer die Nachteile, welche die Übernahme der Frachten durch die Bahn dem blühenden Gewerbe des Städtchens brachten. „Kinder, reißt das Gras vor dem Hause aus!“, konnte er oft ganz verärgert beim Heimkehren ausrufen, wenn er wieder einmal bemerkt hatte, wie zwischen den Pflastersteinen Halme gediehen, in der Hauptstraße, in der ein Gasthaus dem andern die Hand gab! Später belebte gerade der Fremdenverkehr Sterzings urdeutsches Bild, bis der Krieg und die nahe Grenze folgten, die für alles, was vom eigenen Norden kam, für lange Zeit die Welt südlich des Brenners mit Brettern verschlug.

Früh regte sich die geistige Begabung des ersten Söhnleins (geb. am 3. April 1851) aus der zweiten Ehe des Kaufmannes und mehrmaligen Gemeinderates Johann Domanig (1799—1870) mit Juliana Obriß (1814—1900) aus Stans bei Schwaz im Unterinntal. Der schlichte Vater trat dem Plan einer geistigen Ausbildung Karls nicht in den Weg. Da die

Gesundheit des Jungen noch zu wünschen übrig ließ, geleitete die Mutter ihren Ureigenen vorerst in die Vorbereitungsschule des Benediktinerstiftes f i e c h t bei Schwaz, wo -eiliche Jahre zuvor sein Halbbruder Franz als Novize eingetreten war. Dann erst ging es ans Gymnasium nach dem näheren Br i g e n, das Augustiner Chorherren leiten. Fast alle Mittelschulen des katholischen Landes befanden sich damals in geistlichen Händen und jene sind ihnen auch heute noch nicht verloren gegangen. Das ist immerhin ein anerkennendes Zeichen für die Bildungskraft der tirolischen Geistlichkeit, zugleich ein Charakteristikum für das Schulwesen des Landes. Nach außen und nach innen glichen sie noch mehr Lateinschulen denn neuzeitlichen Staatsgymnasien mit vielseitigem, bis ins Kleinste detailliertem Plane. Der Tüchtigkeit des Unterrichtenden wurde noch viel überlassen. Das Sterzinger Studentlein hatte freilich mehr Zuneigung zum Anschauungsunterricht der Natur und zur goldenen Ungebundenheit des Vaterhauses. Es trieb manchen Pöffen, da sein weltlicher Klassenvorstand Supplent Straßer des lebhaften Geistes ebensowenig Herr geworden zu sein scheint, wie die mangelhafte häusliche Aufsicht. Die Schulergebnisse waren: 1863 unter 55 Schülern der elfte, 1864 unter 45 der zwölfte (mit Vorzug) und 1865 unter 32 der neunzehnte. Also je höher hinauf, je leichter der Sinn. Der zürnende Vater schickte nun seinen achten Sprößling über Veranlassung seiner Tochter Maria, welche in Salzburg als Klosterfrau ein heiligmäßiges Leben führte, dorthin ins fürsterzbischöfliche Knabenseminar „Borromäum“, das nicht nur von voraussichtlichen Priesterkandidaten des sich auch nach Nordosttirol erstreckenden Diözesanbereiches besucht wurde. Zu diesen zählten Nikolaus Recheis (geb. 1843 zu Söll bei Wörgl*) und Josef Altenweisel

*) Recheis kam erst im 15. Lebensjahre als armer Hüttsbub auf der Hohen Salve durch Vermittlung des damaligen Fürsterzbischofs Friedrich Fürst Schwarzenberg zum Studieren, absolvierte 1858 - 67 sieben Kurse im „Borromäum“, maturierte 1866 in Meran, war 1866 - 70 Konviktor im Innsbrucker „Canisianum“, feierte 1869 seine

(geb. 1851 zu Niederndorf zwischen Kufstein und Erl), Domanigs spätere Freunde. Dieser litt stark unter dem Heimweh. Die klösterliche Zucht war nicht nach dem Geschmacke des selbstherrischen Buben. Daheim hatte er auf die Jagd gehen dürfen und mit Kameraden Kriegsspiele inszeniert, Karl war stets ihr Kommandant gewesen! Wie sehnte er sich darnach, einem Adolf Pichler, dem angesehenen Führer Jungtirols, es gleichzutun und wider die Wälschen, die wie 1859 nun wieder 1866 Tirols Südgrenze bedrohten, an der Spitze einer freiwilligen Kompagnie ausmarschieren zu dürfen! Damals regte sich auch allmählich der Dichter. Die Episode mit der Verherrlichung der Schlacht bei Custozza ist schon in der Biographie erzählt (S. 32/33). Vielleicht hat unvorsichtiger Beifall — sein Lehrer Joh. Empl staunte und das Poem machte im ganzen Professorenkollegium die Runde — Anteil, daß allzufrüh das Selbstbewußtsein erstarkte und Karl sich schon als großer Dichter oder — noch lieber — als genialer Zeichner träumte? Domanigs Lieblingslektüre wurde Homer, der schon in der vierten Klasse mit wahrer Begeisterung gelesen, wie auch neben den deutschen, lateinische Verse geschmiedet wurden. In der Hausordnung, in Religion, Deutsch, Geschichte, Naturgeschichte und Form zeichnete sich unser Tiroler wie schon zu Brigen, so nun in Salzburg aus. Im allgemeinen war er in der vierten Klasse unter 14 Schülern zum ersten, in der fünften unter 12 zum zehnten und in der Sittennote von „Gut“ schließlich auf „Genügend“ herabgesunken und hatte manchen neuen Streich

Primig, besuchte 1872–75 die philosoph. Fakultät zu Innsbruck, wirkte 1875–78 als Supplent im „Voromäum“, trat 1878 in die Seelsorge ein, wurde 1881 zum Redakteur des patriotischen Wochenblattes „Andreas Hofer“ und 1883–87 auch des konservativen Tagblattes „Tiroler Stimmen“ berufen und wirkte von 1887 bis zu seinem Lebensende (1918) als Kaplan an der Landesirrenanstalt in Hall bei Innsbruck. Seine leutselige Art befähigte ihn auch zum Studienwater, aus dessen „Sternkorona“ (1888) die erste kathol. Mittelschulverbindung entstand. Mehrere andere „Austriker“ unterstützten die Zusammenkünfte der Haller Gymnasiasten,

auf dem Kernholz. Sein guter Geist war Regens Msgr. Joh. B. Zimmermann. Ein noch lebender Jüngling und späterer Bundesbruder, Ingenieur L. Hunrath in Salzburg, charakterisierte seinen älteren Kollegen von damals: „Ich habe auf Domanig im Benehmen und Auftreten wie auf ein Ideal geschaut.“— Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Sechszehnjährigen verrät etwas mehr eigenes Bemühen im Stile der Gedichte auf Wallfahrtsbildchen als die in der Biographie (S. 33) angeführten:

Wallfahrt.

Seh' ich, wie ein Kirchlein blinkte
Auf der Höhe, einsam still;
Wie Maria zu mir winkte:
„Kommen möge, wer mich will!“
Und ich trat zum Quell der Gnaden,
Zu der hehren Gottesbrant,
Schmerzbeffloffen, schuldbeladen,
Hat mein Herz sich ihr vertraut.
Und sie sagt' mir süße Worte,
Ging von ihr erleichtert hin:
Mutter, aller Gnaden Pforte,
Der Betrübten Trösterin!

Der Vater ließ sich erweichen; Karl durfte im Herbst 1867 wieder nahe der Heimat, am Benediktinergymnasium in Meran weiterstudieren. Sein Klassenvorstand wurde dort P. Zölestin Stampfer, „ein idealer Lehrer, voll Begeisterung für Geschichte und Deutsch; er wurde Domanigs väterlicher Freund und übte sicherlich auf den begabten Schüler einen guten Eindruck aus“. So berichtet mir Direktor Adeltgott Schatz. Und ich kann hinzufügen, daß der genannte Historiker Andrá Hofers die ideale Anschauung in dem heranreisenden Dichter des alten Tirol begründete, gleichwie die Liebe zur Heimat und zu den alt-deutschen Meistern sich in Domanigs Brust zum erstenmal vertieften. Seine Talente entwickelten sich unter freierer Reg-

samkeit deutlich. In den Sprachen, in Geographie und Geschichte, Naturgeschichte und äußere Form und Schulbesuch glänzte er mit der ersten Note. Nach dem Range sehen wir ihn gar an die zweite Stelle vorgerückt. Er wäre, wie sein Mitschüler Karl D . . . l aus Mals an den gemeinsamen älteren Freund Recheis nach Innsbruck berichtete, der erste geworden, hätte man ihn nicht im Italiänischen weit zurückgesetzt. Und der Grund? „Unter Hinz (Robert v. H r *), Götz von Berlichingen (Domanig) und Röll (D . . l) herrscht Todestrauer. Bete für uns arme Sünder! Du wirst bald näheres erfahren!“ Endlich wagt man das Geheimnis zu lüften: „Trauriges Ende des Schuljahres!!! Die ganze Merania ist durch Studenten aufgekommen. Das Resultat wird sein, daß zirka fünf gejagt werden. Heute (21. 6. 68) waren schon fünf im Verhör. Die übrigen folgen morgen nach. Man bürdet uns Dinge auf, die gar nicht wahr sind. Hoffentlich werde ich nicht gejagt. Das nähere wird Dir Hinz mündlich berichten und Götz schon schreiben.

Es handelte sich also um eine damals arg verpönte „Pen-nalie“, wie solche gerade überall im Entstehen begriffen waren. Am Innsbrucker Gymnasium z. B. wurde April 1870 eine solche als „Arminia“ von 10 Septimanern ins Leben gerufen, die mit „Austria“ gute Beziehungen pflog, bis ein neuer Direktor sie nach dreieinhalbjähriger Dauer aufliegen ließ. Die Mittelschulverbindung „Merania“ hatte sich unter dem überaus milden Regens P. Basilius Schwißer auch im Konvikt verbreitet. Natürlich fehlte es nicht an ersten Mädchenschwärmereien — eine Schrott Eisl soll eine freilich recht platonische Rolle gespielt haben. Domanig war aber doch schließlich in eine etwas lockere Kameradschaft und zu religionsfeindlichen Büchern geraten. Der es am besten mit ihm meinte, war der erwähnte Nikolaus Recheis, der aber damals schon Theologie zu

*) Eigene Ergänzungen und Aufklärungen sind in Klammern gesetzt.

Junsbrud studierte. Wer sich die inneren Kämpfe Domanigs aus seiner damaligen Sturm- und Drangperiode vergegenwärtigen will, wird an den Briefen nicht vorübergehen dürfen, die Götz von Berlichingen, so hieß sich der von dem Revolutionsdrama begeisterte Sechzehnjährige, an Recheis vulgo Alf in jenen letzten Gymnasiastenjahren gerichtet hat. Es kommt darin seine ehrliche Art, das Selbstbeschauliche und Selbstbewußte zum Ausdruck, das die Heimat nährte, gleichwie der Drang nach Erkenntnis voller Wahrheit, des Lebenskerns, des Wesens aller Dinge, um sich Klarheit über Zweck und Ziel des eigenen Ichs zu sichern. Meinetwegen auch das Eigenwillige und Hartköpfige des Tirolers. So schreibt dieser am 23. Februar 1868: „Herzlichen Dank für Deine gutgemeinten, treuherzigen Ermahnungen; sie zu befolgen, kann nur in meinem eigenen Interesse liegen. Ich bin halt eben noch ein unbeständiger Junge mit gutem Kern und grüner weicher Schale, den jeder Kolibri, möchte ich sagen, anzubecken, und wenn ers versteht, auch aufzufressen vermag. Übrigens geht es mir jetzt wieder ganz leidlich in allen Stücken. Das Leben ist ein ganz alltägliches, das durch meine gegenwärtige Phase von geistiger und physischer Faulheit noch simpler wird. Die Objekte unseres Studiums, glaube ich, tragen hieran mehr Schuld als mein Wille. Bassa, tempora mutantur! — Jüngst gab es eine kleine Katastrophe im stillen Duldlerleben der Gymnasiasten: wir schickten eine Delegation zum Direktor (P. firmin Rusinatscha), um das Bräuhaus zu bitten; endlich post magnam magnarum rerum seriem kam die allerhöchste Approbation unter ein paar nichts weniger als ehrenden Notbedingungen. Indes sind wir froh, unseren sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen.“

Der nächste Brief Domanigs an Recheis vom 24. April 1868 trägt an der Spitze den Zirkel der „Merania“ und darunter die Anrede: „Mein liebster Freund Alf! Nur mit knapper Not erhasche ich dies Stündlein, um Dir ein Grüß Gott! in Juns-

brach, ein trauriges Adieu von Meran aus zu sagen. Ich habe Deinen Brief gelesen. Der Styl ist der Mensch selber und da stand er wieder vor mir, der liebe, gute Pfaff, ein pastor fidelis animae — infidelis et infelicis. O mein bester Freund! Ich kann nur negieren, kann nur nicht — glauben, glauben kann ich nicht. Traurig, aber wahr! Noch bin ich ein Kind, eine fragenhafte Natur; aber laß mich die Schule der Leiden durchmachen, laß mich studieren, dann werde ich glauben können, das weiß ich. Und was? — Das weiß ich nicht. Geh' der waltende Gott — die Wahrheit. Ich hab' Dir mein ganzes Herz ausgeleert, hab' Dir gesagt, was ich zu sagen vermochte, und doch meine ich noch immer, Du kannst mich nicht verstehen, wie mich die ganze Welt nicht verstehen kann. Es ist das Eigendünkel, unsinnige Bizarrie. Und siehst Du, gerade solche bizarre Ideen, die der überspannte Götz selbst brütet, solche sind viel, viel Schuld an meinem Unglauben. Stolz war vielleicht der erste Grundstein meines Lastergebäudes. Äußerlich bin ich gewiß nicht stolz; ich verachte von ganzem Herzen einen Menschen, der sich auf seine Affennatur etwas einbildet; und doch bin ich so voll Aufgeblasenheit im Innern, daß ich mich oft im Kote demütigen möchte. Da steh' ich dann so vor mir in einsamer Stunde, ein wahres Gebilde aus Lehm — ha, aus Lehm? aus — Kot und Mist! Und die Weizenkörnlein, die darin gelegen, hat die Henne der Sinnlichkeit aufgepickt. — Nur in meinem grenzenlosen Leichtsinne ist es mir möglich, so, so hinzuvegetieren als ein Tier! Aus meinem Leben beurteile ich den Menschen, wie falsch doch! Wie oft nehme ich mir doch vor, anders zu tun, zu denken, zu studieren. Hätte ich Bücher, hätte ich Ausdauer! — Geh! lassen wir das! Bet' Du zu Deinem Gott, daß ich die Wahrheit erkennen möge!" Und weiter unten im Briefe: „Als fleinliche Nachricht kann ich Dir mittheilen, daß Deine werten Herren Freunde Götz und Kott am Mittwoch zu unerlaubter Zeit im Bräuhaus getroffen wurden. Zölestin ist mir aber

gewogen, weshalb nichts herauskommt. Heute (Samstag) 5 Uhr ist Abschiedskneipe für unsere Altburschen. Mir ist auch sehr leid um sie; denn die gute Frau Mutter Merania ist hier und da etwas streit- und zankfüchtig mit sich selbst, was durch ihre Anwesenheit gänzlich beseitigt wurde. Ich werde das erste Krügl (Bier) heut auf Profit Ulf saufen. Als Du noch bei mir sassest! . .“

Noch tiefer läßt uns der nächste Brief vom 20. Mai in das Innere des Sextaners schauen: „Länger gewiß, als ich selbst meinte, hab' ich Dich warten lassen. Aber vielleicht kann ich Dir heute etwas berichten, was Dich freuen möchte. Ich falle mit der Türe ins Haus. Deine Worte haben das gefruchtet, daß ich denken lernte, daß ich unruhig wurde, erschreckt über mein eigenes jammervolles Ich. Daß ich im Irrtum bin oder war, wußte ich schon lange; aber der Gleichmut, mit dem ich es ertrug im wichtigsten aller Punkte, in Ungewißheit zu stehen und in einem so traurigen Siechtum, der verwandelte sich in ein ernsteres Streben. Und weißt Du, was ich tat? — Eines Morgens kam mir der große Gedanke und ich hab' ihn vollführt. Ich ging zu meinem Religionslehrer P. Amilian (von Adam). „Können Sie beicht hören?“ „O ja!“ „Ich möchte Ihnen nicht eben beichten, aber etwas anvertrauen unter dem Beichtsiegel, wenn es möglich wäre.“ „Nun?“ „Sehen Sie den Unglauben an mir, den vollständigsten, den rohesten Materialismus und seine folgen —“. Ich hab' ihm mein ganzes Herz entdeckt, hab' ihm alles, alles gesagt, und als er mir manches gar nicht glauben wollte, da beschwor ich ihn, das Schlechteste von mir zu denken. — Und ich habe recht getan! O, es gibt keinen schlechteren Menschen, als ich, es kann keinen schlechteren geben, gewiß nicht. Es ist dies nicht Affektation, es klingt aus tiefer Brust. Wie gerne wollte ich katholisch werden, um nur nicht ein Tier zu sein, um nur wieder ein Mensch sein zu können! O Ulf, weißt Du kein Mittel? — P. Amilian schaute meinen Unglauben ernstlich

für Spiel der Phantasie an, für Anfälle, die eben jeder denkende Jüngling zu bestehen hätte. Aber es ist schon weit über ein Monat her und ich habe mit ihm viel gesprochen. Jetzt hat er an mir verzweifelt. Er selbst besitzt nicht die Gabe der Überzeugung, auch ist seine Bildung zu wenig universell, um mir über all die tausend Zweifelseien Aufschluß geben zu können; aber er hat mir Bücher gegeben, hat mir Deinen ausgezeichneten Hettinger (Apologie des Christentums) geliehen; den studiere ich eifrig. Er läßt sich gut an, er hat mir den Glauben an Gott begründet und ich glaube. Aber der Materialismus, ach so ungereimt er sich mit dem Theismus zusammenfindet, er wurzelt mir so tief und ich finde keinen Aufschluß bei Hettinger. Es gab für mich drei große Fragen: 1. Ist ein Gott? Die ist beseitigt. 2. Ist der Mensch Mensch, die Seele Seele? 3. Wenn sich Gott geoffenbart, was ist es mit der Religion? Ist die katholische die wahre, die allein wahre? — Ich möchte katholisch werden, ich kann nicht. Aber ich werde es doch! Gott gebe es! Mißverstehe mich nicht! Ich wollte katholisch werden, weil ich den Katholizismus allein für das Ideal aller Poesie halte, für das Glück der Menschheit, wenn es eine gibt. Ich bin so unselig, ach, und welche Seligkeit müßte im Glauben sein! Du siehst, ich wollte. Aber ich kann nicht. Sieh' her, soll ich Märchen glauben, die tausend und abertausend Bizarrien, die Wunder? Schau hin, wie's die Träger, die Repräsentanten des Katholizismus treiben, die weinseligen Pfaffen! (Der Jugendliche kannte offenbar noch nicht die allgemeinen Gebräuche des Weinlandes!) O ich messe nicht nach eigenem Maßstabe, bin nicht intolerant, will nicht alle über einen Leisten schlagen, aber sie, sie sollen zeigen, was die Religion kann, und das tun sie nicht. Das letztere ist mir freilich an und für sich eine sehr indifferente Sache, allein es ist charakteristisch. Man mißt den Baum nach seinen Früchten. — Aber ich werde darüber hinauskommen! Ach, was sage ich denn, nein, ich werde nicht.

Wie unsinnig ich schreibe, wie ungereimt! Werter Freund! Soll ich logischer schreiben? O ich kann schon! Aber dann spreche ich nicht aus dem Herzen, mein Herz so voll Unharmonie und Unkonsequenz, daß ich nicht anders sprechen kann, daß nur dieses Wirrwarr ein eigentliches Produkt derselben ist. Ich war heute abends im Freien und suchte zu denken und suchte Gott zu finden im reinen Äther, wollte ihn sehen, schwebend um jene hohen Tiroler Berge. Wie hab' ich mich getäuscht, öde und traurig war alles und ich selbst war ein Wurm, ach so klein, so klein! — Ulf, rede mir zu Herzen, ja recht ins Herz! Jetzt glaub' ich, fehlt's da, da drinnen, wo ich einst glaubte, daß alles gesund wäre. — Ich bin zu P. Amilian gegangen, weil ich wußte, daß er ein Verstandesmensch, ein kalter, eifriger Vernunftmann sei. Aber ich habe mich getäuscht. Der Verstand allein kann mich nicht befehren, er konnte mich nur verderben. Ich habe zu beten gesucht. Es ist nicht besser geworden. Ich habe Vater unser gebetet, so eifrig, ach, ich konnte wenig Trost finden, nur wenig Hoffnung. Was soll ich tun? Ha, ich will mich losreißen, will sehen, ob ich ein Mensch sein kann, ich vertiertes Geschöpf! Ich habe versucht, es muß gehen. Es geht! Ulf, vielleicht, wenn wir uns wiedersehen, dann liegt Dein Karl in den Armen — ein Katholik. Oder er schaut Dich an mit welchem Auge, und ist hoffnungs- und rettungslos! Bruder Ulf, noch etwas wollte ich Dich bitten. Schreib' dem Hinz andere Briefe als mir, ganz andere, er ist ein ganz anderer Mensch! Ich fürchte, Hinz will sich nicht befehren. Er liebt sehr eifrig Balmes, später werde ich diesen attackieren, jetzt habe ich Hettinger etc. für Deine unermüdliche Güte den tiefsten Dank. Du bist ein Katholik, so sollten sie alle sein. Du allein wirst einst den Grundstein zum Befehrungswerk des armen Götz gelegt haben. .“

Recheis scheint mehreren jüngeren Kommilitonen der „Merania“, die um ihre Lebensanschauung rangen, eine Zuflucht und ein Halt gewesen zu sein. So dankt ihm auch obiger

D . . . I am 7. Mai die Zurückführung zur Religion: „Vielleicht hätte ich mich von den zwei Freunden H r und Domanig verleiten lassen, vom wahren Glauben abzuweichen, mich in die Gefahr zu begeben, auf ewig unglücklich zu werden. Meran ist ein gefährlicher Ort, da hast Du recht, das sehe ich schon bei der „Merania“ . . . Der „Merania“ geht es gut.“ Und am 4. Juni, also nach obigem Domanig-Briefe: „Bezüglich Hinz und Götz kann ich Dich nur insoweit gewiß machen, daß sie jetzt sehr nachdenkend zu sein scheinen, besonders Götz, dem ich (nur Dir allein gesagt!) die Bücher verschachern mußte, damit er seine Schulden bezahlen kann. Wohl arme Studenten, ärmere Kneiper! Senior der „Merania“ bei der letzten Wahl für Juni: Hinz, Konsenior Spunt (Thalguter) . .“

Die von D . . . I befürchtete Katastrophe nach dem Bekanntwerden der „Pennalie“ zog sich hinaus. Recheis suchte im Spätherbst wieder einmal die ihm am Herzen liegenden Freunde in Meran auf, die allen Anschein nach die Freiheiten, welche Regens Schwißer besonders dem fähigen und schneidig auftretenden „Götz“ gewährte, weidlich ausnützten. Diesen sehen wir beim Semesterschluß 1869 wieder an zweiter Stelle, aber sein Fleiß wird nur mehr als „befriedigend“ eingeschätzt. Durch die Untersuchung wider „Hinz und Genossen“ dürfte Domanig, obgleich er doch selbst ein Mitbeschuldigter war, für seinen Mitschüler sich allzusehr in Harnisch haben bringen lassen; denn P. Jölestin riet seinem nackensteifen Schützling, sich in die Heimat zum Privatstudium zurückzuziehen. Die Eltern waren schließlich damit einverstanden und für ihren Karl war dies die beste Lösung aus vielfacher Bedrängnis. Ein Mitschüler, der spätere Hof- und Gerichtsadvokat und Landesauschuß von Salzburg, Dr. Alois Rottensteiner, vermochte sich als Externist an diese Vorgänge nicht mehr erinnern, (ein Zeichen, daß sie nicht allzuschlimmer Art gewesen waren), wohl aber daran, daß Domanig sich bei allen Kollegen

großer Beliebtheit erfreut hatte. „Er war stets freundlich und liebenswürdig und zuvorkommend. Sein spezieller Freund war R. v. H., der nachmalige Direktor des i. städtischen Krankenhauses, der ihm 1912 im Tode vorausging, (während Recheis als geistlicher Rat und Kaplan der Landesirrenanstalt in Hall ihnen während des Krieges folgte). Auch ich habe öfters mit Domanig verkehrt und war mit ihm befreundet. Wir haben manchmal in religiösen Fragen disputiert, in denen unsere Ansichten auseinandergingen, da er damals der materialistischen Weltanschauung huldigte. Viel mit ihm im Konvikte hat auch der nachmalige hochwürdige Herr Ottmar Rudigier, Dechant in Gözis (Vorarlberg), verkehrt.“

Am 2. Mai berichtete Domanig an Recheis: „Das Wo und Wie meines schicksalzerschlagenen Ichs dürfte Dir wohl nicht unbekannt, jedenfalls nach den vorausgegangenen Dir bekannten Vorfällen nicht allzu unerwartet sein. Du weißt die Affäre H rs gegen resp. mit Jölestin und erfuhrest, wie meine Persönlichkeit nicht zu schweigen verstand. Du verließest Meran, als die Sache der Krisis nahe stand. Wir machten die Buße, übergaben sie aber mit der öffentlichen Erklärung, nicht des Gehorsams, sondern der Eltern wegen sie gemacht zu haben. Tags darauf erfuhr ich den Konferenzbeschluß, wir (H r und ich) sollten in carcere Gelegenheit finden, unsere Penitenz zu bereuen, im Falle der konsequenten Wiederweigerung erfolge die Entlassung. Jölestin hatte meine Eltern benachrichtigt, mit dem Bemerken, sie möchten einen Mittelweg einschlagen. Der Vater kam — der Knabe ging — aus Meran als freiwillig austretender Privatschüler — nach Sterzing, seiner lieben Heimat. Ich erlaß' Dir, die anfängliche Betrübnis meiner Eltern hierüber anzuhören, resp. zu lesen, — bis es mir endlich gelang, im Verein mit der Zeit „dolorum medico“ sie aufklären zu lassen und zu beschwichtigen. — So bin ich denn hier, im schönen Heimattale, mit den

Büchern — und voll Zufriedenheit und ganz glücklich. Ich möchte auf keinerlei Weise und um keinen Preis Meran um Sterzing oder vielmehr umgekehrt vertauschen. Ich werde am Ende auch das „*Homme come il faut*“ nach Deiner subjektiven Anschauung. Schreib' doch bald, mein werthester Herr Theologus, und — nicht zu moralisierend. Um Peter und Paul gehe ich nach Meran, Prüfung zu machen.“ Der Erfolg war ein erfreuliches Zeugnis. Mit Ausnahme der Mathematik, die niemals ein Vorzugsfach des angehenden Poeten war (einem Goethe und Grillparzer oder — bleiben wir in Domanigs Nähe — einem Gilm, Strachwitz und Fr. W. Weber erging es nicht besser), erhielt der Privatist in allen Gegenständen die beste Note, in jenem die zweite. Begreiflich, daß man ihm riet, auch den achten Kurs privat zu studieren. „Die Mutter ist dafür, der Vater dagegen, aus Sorge um die Matura. *Equidemque mala.*“ Tatsächlich blieb Karl daheim.

Was hat nun alles beigetragen, den Studenten wieder in Ruhe und Festigkeit zu bringen und ihm die Lehre aus dem Erlebten ziehen zu lassen? Vor allem mag der Eindruck des „*consilium abeundi*“ (das nebenbei bemerkt, auch andere tirolische Schwunggeister erlebten) zu Ernst und Ausdauer geführt haben. Dann die andere, die alte heimatliche Umgebung.

Vor allem wollen wir gedenken

„ . . . jenes biedereren Paars; des guten, trefflichen Vaters, dessen Beispiel, still und gesetzt, mir heute noch vorschwebt, und der Mutter, die mich geboren und sorglich erzogen, der ich das meiste gewiß, was ich besitze, verdanke, viel an Körper und mehr am Geiste, den Sinn für das Schöne und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann, (nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!) den sie mir in der Zeiten umstrittenster treulich behütet. Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei; durch das Erbe, das mir mütterhalb ward, nicht anders wärs mir geworden. . .“

Geworden in der Sterzinger Stadt, wo Karl bald wieder frei und froh aufatmen konnte. Mit der Flinte überm Rücken, durfte er die Wälder und Berge in den freien, sich aus eigenem Eifer erübrigten Stunden und Tagen durchstreifen und mit dem fernigen Dorfbauern von Pfitsch, Gupp, Elzenbaum verkehren, gläubigen Katholizismus gleichsam schauen und genießen und in ernstem Studium immer tiefer erfassen. Allmählich gelang es seinem eifrigen Schulfreunde Recheis, ihn mit den gediegenen Anschauungen des Vaterhauses wieder zu innerer Sicherheit zu bringen, und ein Kapuziner begünstigte das Seelenwerk. Domanig hat selbst in seinem Pilgerbüchlein von 1906 „Nach Jerusalem“ angesichts des stürmischen Meeres sich an die eigene Gefahr religiösen Schiffbruchs erinnert. Er erzählt: „Ich war von der Seefrankheit verschont geblieben, dadurch, daß ich mich bei jeder Anwandlung von Übelkeit sofort aufs Bett hinstreckte. Mir behagte es, vom Oberdeck auf das Treiben der Wellen zu sehen, ich freute mich, wie unser Schiff unbekümmert um den blinden Ansturm, stolz und mannfest seinen Weg zog. — Mein alter Freund Kaplan Recheis hatte sich zu mir gesellt. Sieh doch! sagte ich, ist das nicht gerade der Triumph des menschlichen Geistes, die Elemente zu zwingen und Zeit und Raum zu meistern, daß sie kaum noch ein Hindernis unseres Wollens bilden? Was ist Fortschritt, wenn nicht die Beherrschung der Materie durch den Geist? . . . Lieber, und weißt Du noch, wie wir damals nach Trens (Wallfahrtsort bei Sterzing) gegangen sind? Vor 38 Jahren. Du ein junger Priester, ich noch Gymnasiast und schon ungläubig — verwirrt und verirrt. Da hast du das richtige Wort gefunden. Jener Gang nach Trens ist für mich entscheidend geworden; von da weg hab' ich die Bahn des Fortschrittes eingeschlagen. . Ja sieh doch, wie die Menschen von heute den Fortschritt preisen, den Fortschritt erstreben auf allen Gebieten und ihm nur eines vorenthalten: das eigene Ich! Wie viele hab' ich kennen gelernt, die man als Männer des Fortschritts bewundert: ihr

Hof und Heim, ihr Um und Auf mit allen Wundern der Technik ausgestattet und dabei sie selber, nach Denk- und Gemüthsart und in ihrem ganzen Charakter verwahrloßt, zurückgeblieben, in einem, man darf sagen, barbarischen Zustand. . . ."

Recheis brachte auf ausdrücklichen Wunsch Dantes Göttliche Komödie, Sophokles' Philoktet, Horaz, Tacitus, aber auch Eufanus, theologische und philosophische Bücher nach Sterzing. Bei dem raschen Auffassen war Domanig in den Anstalten viel Zeit zu Allotria geblieben. Nun aber sah er sich völlig auf die eigene Kraft gestellt: jetzt lernte er selbständiger denken und arbeiten. Und am Schlusse des Schuljahres konnte er zu allem anderen noch zwölf Gesänge aus Dante auswendig und hatte gar eine Abhandlung über Sophokles' Antigone unternommen. Die Eltern lohnten seinen Eifer und Ernst durch Zustimmung zu einer Reise über Passau und Regensburg nach München. „Ich bin so glücklich, so zufrieden, wie ich es seit langem nicht mehr war. Wie glückbringend doch die Heimat ist.“ Meraner Mitschüler besuchen ihn, andere schicken ihm wieder Grüße in seine „Einsiedelei.“ Das freut den „Privatisten“ umsomehr, als gerade „Sibirien in Sterzing“ vorherrscht. „Ich freue mich darum sehr ins paradiesische Meran, das ich doch bei meinem Dortsein nie zu würdigen verstand.“ Nun ringt sich also objektive Einschätzung durch. Und dankbarst erwidert er umgehend die Briefe, die ihm sein „Ull“ als ein anderer Nikolaus „wie Rosen in den Winter“ streut, da dieser so selten Zeit hiefür erübrigen kann; er ist Neosacerdos geworden und sehnt sich zu Ostern nach Rom, wo ihm Domanig zwei Bekannte weiß. „Wann ich nach Rom kommen werde? Ich werde warten. Meine Jugend soll im alten Rom nicht mehr dem vollen Genuße seiner Schönheit entgegenstehen und bis dort hat sich auch mein (dritter Stief-) Bruder Johann in Neapel auf feste Füße gestellt; er gedenkt nämlich eine Agentur dortselbst zu errichten. Also nondum!“

Eines anderen Angehörigen, des um acht Jahre älteren

Vetters Johann Georg Obrist aus Stans, ist zu gedenken, da er damals wie des öfteren in den Ferien im Hause Domanig weilte. Sehr begabt, dichtete er mit großer Leichtfertigkeit und Formgewandtheit, machte sich bald auch durch literarische Unternehmungen, Übersetzungen und Arbeiten über tirolisches Schrifttum (so über Herm. v. Gilms, der Domanigs Mutter im Hause Gasteiger zu Schwaz kennen und verehren gelernt hatte*) gewisse Kreise verpflichtete. Er mag wohl bei seinen wiederholten Aufenthalten in Sterzing Karl im Dichten angeeifert haben. Jedenfalls verdankt ihm dieser die Veröffentlichung eines der ersten Gedichte von 1864. Die Charaktere, Veranlagungen und Anschauungen der beiden entwickelten sich jedoch so verschiedenartig, daß ein näheres Verhältnis nicht zustande kam. Nur eine Anekdote: Karl war auf Ferien und sein Vetter sollte ihn beschäftigen. Aber der schrieb gerade wieder in Eile allerhand Literarisches und vertröstete den jungen Naturfreund auf eine halbe Stunde. Pünktlich kam der Junge wieder. „Du mußt Dich noch eine halbe Stunde gedulden. Auf Ehre, dann gehen wir spazieren. Hier hast Du meine Hand darauf!“ Aber Obrist war auch nach der zweiten halben Stunde noch nicht zu haben. Entrüstet kehrte ihm Domanig den Rücken; „Wenn Du Ehrenwort und Handschlag so leicht anbieten und so schlecht halten kannst, dann will ich mit Dir nichts zu schaffen haben.“

Der Bruder Johann kehrte schon Februar 1870 in die Heimat zurück und Karl konnte zum letztenmal seinen Vater mit einem guten Zeugnis erfreuen, „glücklich, insoferne ich acht Eminenzen, unglücklich hierin, daß ich aus Mathes I und daher keinen Vorzug erhielt. Nahezu 14 Tage war ich genötigt, in Meran zu hocken, da Salzburger (vom Privatgymnasium

(*) Näheres siehe in: „Herm. von Gilms Liebesleben in Innsbruck und Schwaz“ (Verlag Parcus & Co.) und „Herm. v. Gilms Weg und Weisen“ (Verlag Tyrolia, Innsbruck). Beide Bücher erscheinen im Mat 1924.

„Borromäum“, das kein Öffentlichkeitsrecht besaß) mit mir geprüft werden sollten, die erst abzuwarten waren. — Ich habe mich manchmal gut unterhalten, konnte aber unmöglich anders als mich nach meiner Einsiedelei zu sehnen!“ Grüße von Kameraden übermittelt Domanig bei dieser Gelegenheit an Recheis. „Der Herzlichkeit dieser Grüße reihen sich die des Fräuleins Lise an. Wer Dich sonst alles grüßen läßt, weißt Du wohl. Es strömte wie Regen auf mich, als ich in *dulci collegio* sagte, ich werde Dir schreiben.“ Und schon beschäftigten Karl Gedanken, was mit ihm nach der *Natura* werden soll. Die Mutter holt Rat beim geistlichen Freund „in Bezug auf ihren verehrten Sohn“ ein. „Über die Hauptsache“, meldet dieser weiter, bin ich nunmehr im Reinen. Ich werde das erste Jahr die Philosophie bei den PP. Jesuiten hören (und zwar aus guten Gründen, die der ehemalige Hörer der theologischen Fakultät der Jesuiten in Innsbruck wohl als den schönsten Erfolg seines Einflusses auf Karl bezeichnen konnte!). Zugleich werde ich als Einjährig-Freiwilliger Militärdienste nehmen, falls ich eben hiezu tauglich befunden werde. Das hätte somit bis auf weiteres seine Richtigkeit. Ein anderer wichtiger Punkt ist das Quartier. Daß davon viel abhängt, weiß ich wohl.“ Deshalb soll Recheis selber sich der Sache annehmen und die Mutter sich an ihn halten. Aber nicht ohne Bedingungen! Götz will ein eigenes Zimmer und ohne andere Studenten beim Essen sein. Das Zimmer möge freundlich, abgelegen von der Stadt, wenigstens von der Straße, mit Aussicht in einen Garten oder ins freie überhaupt, und in unge störter Ruhe sein — Freiheit in jeder Beziehung. Der angehende Hochschüler will in eine Familie, bei der er etwas lernen könne. Dann die Professoren. Durch Recheis' Schilderungen und Beziehungen hat Domanig schon manchen aus der Gesellschaft Jesu schätzen gelernt. Ein besonderes Auge hat er auf den Professor der philosophischen Vorbereitungs-wissenschaften Franz X. Friedrich geworfen. Recheis, gerade

„Hofmeister“ bei einer freiherrlichen Innsbrucker Familie, macht in dieser für seinen Karl ein Zimmer frei und kommt zur Aussprache über die anderen Angelegenheiten seines Freundes wieder selbst nach Sterzing, wo aber nach wenigen Wochen die Verhältnisse sich überraschend schnell umgestalten.

Domanigs Familienkalender berichtet: „Am 1. April 1870 um 4.10 nachm. ist mein teurer Vater Johann Domanig in Sterzing eines beneidenswerten Todes verschieden, 70 Jahre alt.“ Und an Recheis schreibt er von Meran aus unterm 20. ds. Mts.: „Er starb ja wie er gelebt hatte, den schönen Tod des Christen, ohne Schmerz, fast ohne Todeskampf entschlief er recht eigentlich.“ Um 9 Uhr vorm. hatte er noch mit großer Andacht alle Tröstungen des Sterbenden empfangen. „Wie traurig es nun daheim aussehen mag, kannst Du Dir denken. Als ich in die sommerliche Gegend der Etsch sah — Blütenfülle überall und üppiges Grün, da ist mir ganz weh zu Mute geworden, daß die Fremde schöner sein soll als die Heimat, daß ich Freude genießen soll und die Lieben daheim die tiefste Trauer . . Es ist in der That das beste remedium für meinen Schmerz. Unter so ganz geänderten Verhältnissen vergift sich leicht die herbeste Wirklichkeit; mir scheint ein Traum zu sein, dies liebe bleiche Antlitz meines Toten im frühlingstfrohen Meran . .“ Gehörte der Sterzinger Kaufmann Johann Domanig auch nicht zu den Gebildeten, so besaß er ein tiefes, weiches, kindliches Gemüt, war von strenger Rechtheit und pflichtbewusster Frömmigkeit, ein nüchterner, friedliebender, bescheidener Mann und ein wackerer Tiroler, dessen Namen ich in manchem Pustertaler Kreisamtsbericht von 1846 und später als den eines der besten Standesschützen fand, der mit Freude den damaligen neuen Aufschwung des Tiroler Schützenwesens gleichwie des eigenen Sohnes Liebe zum Stutzen und Stolz auf das freie Waffenrecht des Landes wahrnahm. Des Vaters Jagdlust ging auch auf Karl über und jener nahm dann gerne den hellen Jungen auf die

Pirsche mit. Da erzählt man nun, daß der passionierte Jäger einmal, wie er gerade seinen Buben wegen eines neuen Streiches strafen wollte, trotz seiner sonstigen häuslichen Strenge gar auf Tat und Strafe vergaß, weil Karl den Auftrieb eines Wildes meldete, dem nun beide eilends nachjagten. Dem Zwölfjährigen ließ er schon eine eigene kleine Flinte anfertigen. Im selben Jahre kehrte dieser mit einem Adler heim, der seine zwei Meter maß. Am Hinterhaus ward das Tier angeschlagen und ganz Sterzing mußte die Tat des Schützen bestaunen. Seitdem war dieser oft den ganzen Tag nicht zu Hause anzutreffen und ließ sich erst abends mit einem Duzend Krammetsvögeln oder Eichklätzchen wieder sehen. Auch Fähigkeiten des Kaufmannes, Schreiben, Zeichnen, Malen, „Pasteln“ beschäftigten bald den lebhaften Sinn des Sohnes. Die kriegerischen Mißergebnisse von 1859 und 1866 erregten in Johann Domanig den berühmten österreichischen Pessimismus, über den er sich freilich oft selber ärgerte wie über sein mit dem Alter zunehmendes trockenes Wesen. Ähnlich wie sein Schwager, der Bauerndichter Hans Obrist, Verfasser kräftiger politisch-volkstümlicher Gedichte „Zither und Pflug, Zeitbilder des Jahres 1848“, zählte er zu denen, welche, „verstimmt durch die Metternichsche Politik, die den Tirolern so übel lohnte, an jene Zeiten der schwersten Opfer (1809) lieber nicht erinnert sein wollten und viel eher das bauerliche Ungeschieß des Sandwirts als seine lautere Seelengröße zur Sprache brachten“. So der eigene Sohn, der jene Zeit nicht mehr erlebt hatte, aber von seinen Verwandten hören konnte, daß der Vater als Bub des Schönberger Postwirtes Elias Domanig oft auf den Knien des Sandwirtes herumgerutscht und „soviel ein zumachets Bübl“ gewesen sei; um wieviel lieber hörte Karl hievon und überhaupt von der Heldenzeit Tirols erzählen, in der auch der Großvater Obrist, der Großonkel Straub usw. sich hervorgetan hatten. Damals wandte sich ja die erste allgemeine Begeisterung des aufstrebenden Deutschlands

dem Heimatkünstler Franz Defregger und seinen Tiroler Heldenbildern zu.

Des Vaters Tod beschleunigte die endgültige Rückkehr Karls zum positiven Glauben. Jener lag schon vor der Abreise Recheis' nach Rom schwerkrank darnieder, schob aber trotz seiner sonstigen strengen Lebensbetätigung den Empfang der heiligen Sterbsakramente immer wieder hinaus. Gattin und Sohn bestürmen den geistlichen Gast, in der heiligen Messe des Todgeweihten zu gedenken. Jedoch jener kommt erst am Grabaltar des heiligen Antonius in Padua, den 1. April, dazu. Wenige Stunden nach diesem Gottesdienste verlangte Johann Domanig plötzlich aus eigenem Antriebe Priester und Notar und entschlief hernach. Der Vorfall hinterließ in dem wehmütigen und damals, wie wir sahen, stark überschwänglichen Sohn einen umso nachhaltigeren Eindruck, als dieser mit dem Verlust des Vaters bald auch das Vaterhaus für immer verlieren sollte. —

Doch zurück nach Meran, wo unser Karl wieder „Gymna alschüler“ werden mußte. „Es ist mir, als wäre ich vom Manne wieder zum Kinde geworden. Ich muß alle Stunden besuchen, mich an alle kindischen Statuten halten, kurz der Empfang und die Behandlung, die mir von Seite der Professoren zu teil ward, ist nicht nur eine ganz rücksichtslose und unzarte in Betracht meiner jetzigen Verhältnisse, sondern eine wie möglich unpädagogische . . Ich werde das mannhaft zu tragen wissen, wenn man mich als Kind behandelt — als einen Buben. Einem Kinde läßt man Nachsicht widerfahren, mutet man ihm Pietät zu; mir hat man in der ersten Stunde den kleinen Ring zu tragen untersagt, den mir der sterbende Vater gab, als teures Angedenken. Und ich trag' ihn nicht wieder. Närrisch ist's von mir und eine ungesunde Eitelkeit, mich über derlei aufzuhalten. Es schmerzt, aber die Wunde heilt nach 14 Tagen. Ich werde ja bald wieder Gymnasialschüler sein, sei ohne Kummer, mit voller Seele.“ Das ist Karl, rasch

auffchäumend, heftig, aber in sich gehend, schädelhart und gemütsweich, ehrlich und gerade.

Die Reifeprüfung bestand er mit „Borromäern“, so mit Josef Altenweisel. Dieser wurde für „reif mit Auszeichnung“, jener für „reif“ erklärt. In der deutschen, lateinischen, griechischen und auch in der italienischen Sprache erhielt er vorzüglich, in Religion, Geographie und Geschichte, philosophische Propädeutik und Naturgeschichte lobenswert, in Mathematik und Naturlehre genügend bei der mündlichen Prüfung. Die schriftlichen Elaborate machen in Inhalt und Form einen erfreulichen Eindruck für den Bildungsgrad des Privatisten. Wenn unter den außerordentlichen Ereignissen nicht das entsprechende Abgangszeugnis erreicht wurde, so müssen wir das vorliegende als eines jener Zufallsergebnisse bezeichnen, die bei solchen Prüfungen nicht allzu selten sind. Domanig besuchte die Anstalt und die „Merania“ im Frühjahr 1872 als Kommissär der „Austria“ wieder und fand herzliche Aufnahme. Er hat auch in späteren Jahren mit der ihm aufrichtigen Wärme besonders von Professor Stampfer gesprochen und wurde von Abt Trenkfelds (der wiederholt sein Weinlieferant war) wie von anderen tirolischen Abgeordneten — Dekan Glaz z. B. war ihm ein besonders lieber Gast aus Meran — gerne in Wien aufgesucht.

Im Matura-Aufsatz über das Thema „Was hat das Altertum vor der Neuzeit, was die Neuzeit vor dem Altertum voraus?“ spiegeln sich die letzten Momente des Seelenkampfes zwischen Materialismus und dogmatischem Glauben ab. Wenn das Urteil des Professors auf: „Korrekt und gewandt, aber zu gesucht und überspannt“ lautete, so entnehmen wir noch der Arbeit, daß in dem jungen Kopfe die viele Lektüre der letzten Jahre wie junger Most gährte und deren Probleme und Gedanken ihm unbedingt einen eigenen Standpunkt abzwängen wollen: „Es sei mir verstattet, ein Bild zu gebrauchen; entrollt vor mir läge das Schicksal aller Zeiten: ein lang-

gestrecktes Tal; denn stumm ist die Geschichte wie die Natur mit Fels und Wald, und so redengewaltig wie sie mit Berg und Tal und Tag und Nacht . . .“ Von Palästina leuchtet ihm die Sonne, vom Aetna schwebt der Mond nieder mit der Annuit alles Scheidenden. Da glänzt das Siebengestirn der Weisen Griechenlands Mit einem Worte aus Shakespeares Mund flingt das Bekenntnis aus: „Vergangenes, Künftiges hoch, nie Jetztiges achten!“ Auch das sollte der Idealist und Schwärmer noch lernen!

Die Mutter übergab Haus und Handelsgeschäft ihres Mannes dem erwähnten Sohne Johann aus der ersten Ehe und übersiedelte im Herbst mit Karl und dreien ihrer Töchter von Sterzing nach Innsbruck, in das österreichische Hochschul-Heidelberg. Mentor Recheis war leider indessen als Pfarrkoadjutor in das Passionsdörfchen Erl (vergl. mein Erler Passionsbuch, 6. Aufl. 1922, S. CXXX) verzogen, wohin ihm Karl am 10. Oktober 1870 mitteilen konnte, daß er wieder einmal einen Schoß ausgeliehener Bücher zurückstelle. „Du findest mich also bereits in den Kollegien des P. Wieser (eines Südtirolers, der gerade das Kolleg Friedrichs übernommen hatte). So viel Interesse ich immer seinem Stoffe schenkte, so wird es durch seinen ebenso klaren als unterhaltenden Vortrag noch vermehrt. Bei den Jesuiten fand ich überhaupt die freundlichste Aufnahme, die ich vorerst wiederum Dir verdanke. Neben den elf Stunden Philosophie besuche ich die Vorträge über Geschichte (Allg. Geschichte, Anleitung zur historischen Kritik und historische Übungen) von (Alfons) Huber (5 St.) und (Julius v.) Ficker (2 St.), über Archäologie von (Tobias) Wildauer (3), über Ästhetisches (Walter v. d. Vogelweide, Goethe) von (Ignaz Vinzenz) Zingerle.“

Aus dem beabsichtigten Militärdienste war, wegen Domanigs Kurzsichtigkeit — der stämmige, mittelgroße, braune Bursche trug schon damals Augengläser — nichts geworden. So sollte nun ein sorgfältiges Studium der Philosophie die nötige

Grundlage zu einer juridischen Ausbildung schaffen. Niemand anderer als der Landeshauptmann Dr. Haselwanter schwebte dem Studenten als Ideal eines tirolischen Führers und Volksmannes vor. Ein solcher wollte er werden. „Du findest mich also in guten Vorsätzen. In der Tat begrüße ich mit Freuden das beginnende Schuljahr. Mit Dalla Torre (dem späteren Zoologen der Universität) habe ich bereits Bekanntschaft geschlossen und danke das wieder einem ebenso lieben als aufrichtigen Freunde. H r grüßt Dich; zweifelsohne wird er bald blaubemüht gehen (Korps Althesia). Ich muß gestehen, daß ich die weiße Mütze (der Verbindung Austria) gerne trüge, aber Sohin werde ich als Obskurant bleiben müssen. Meinen Leuten gehts auch gut. Unser Wohlbefinden wird ein profitabler Quartierwechsel zu Goldarbeiter Norz in der Neustadt 1. Stock (heute Maria Theresienstraße) zweifelsohne erhöhen. Du findest uns also nach Galli (16. Oktober) dortselbst.“

Und eine Woche später unter der — weißen Mütze. „Austrias“ Annalen verraten unterm 24. Oktober 1870 von einer offiziellen Kneipe beim „Dreher“ (jetzt „Bürgerliches Bräuhaus“): „Bemerkenswert ist dieselbe durch den Eintritt eines neuen Fuchsen: stud. phil. Carl Domanig vulgo Götz, welchen stud. Bertha, wegen Unwohlseins des Fuchs-Majors, rezipierte. In der Folge der zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Aufnahme große Fidelität unter Äsops gemütlichem Präsidium“. Zwei Tage darauf genehmigte der Konvent die Aufnahme des neuen Fuchsen, den Bertha von Schwamm recte med. August Lieber aus Camberg in Nassau, der spätere Tiroler Hochlands- und Christussänger, auf eigene Faust rezipiert hatte. Lieber wurde auch Domanigs Leibbursche. Am genannten Konvente war er zum Senior der Verbindung auserkoren worden, Georg Jehly vulgo Äsop (der nachmalige Kampfesfrohe und geistsprühende Chefredakteur des konservativen Tagblattes „Neue Tiroler Stimmen“) zum Konsenior, der

Schweizer theol. Karl Thüringer vulgo Welf zum Kassier, med. Franz Posch vulgo Kunz zum Schriftführer, med. Heinrich Deluggi vulgo Siegfried zum Fuchsmajor und unser Götz redivivus zum Bibliothekar. Einige Tage zuvor war der Schweizer theol. Alois Reichlin vulgo Camerlan als Fuchs eingesprungen; dem Götz folgte der Pfälzer Franz Bettinger vulgo Firdusi (der als Kardinal und Erzbischof von München seinen Konfuchsen um weniges überlebt hat). Insgesamt zählte die Verbindung bald gegen zwanzig aktive Mitglieder.

Die Freude über Domanigs Eintritt war bei der Verbindung schon deshalb groß, weil doch sein bester Schulfreund sich einem Korps zugewandt hatte und der Vetter Obrist dem anderen angehörte, das sich um Domanig sehr bemühte, wogegen „Austria“ sich keinen Hoffnungen hingab.

Fuchs Götz machte sich bald bemerkbar. Am 28. Oktober beantragte er, man möge das Rappierfechten zur Verbindungssache erheben. Der Vorschlag läßt sich zwar nicht sogleich durchführen, aber Götzens Rede scheint guten Eindruck hinterlassen haben, da noch am selben Konvent er mit Lieber und Jechly zum Generalredner einer katholischen Hochschulversammlung aufgestellt wird, in der zur aktuellen römischen Frage gemeinsames Vorgehen mit den Kommilitonen in Deutschland beschlossen werden soll. Anlässlich ihres Namenstages dedizieren Welf und Götz der Verbindung einen prachtvollen Schläger und ein Gestell für die „Bierpillen“, nämlich die Kneipzeitung, deren Schreiber letzterer geworden. Sie nahm bald eine bedeutende Stelle bei Kneipen und Kommerßen ein.

Das Korporationsleben an der alma mater oenipontana hatte erst etliche Jahre zuvor Fuß gefaßt und war im ersten Stadium der Ausbildung begriffen, so daß eine einzelne Persönlichkeit noch ein reiches Betätigungsfeld vorfand und den neuen Formen seinen Geist einzuprägen vermochte. (Ich verweise auf das Bändchen der Akademischen Bücherei über die

Anfangszeiten der katholischen Studentenbewegung Deutsch-österreichs.) „Austria“ war die einzige farbentragende Verbindung (gegr. 1864), die das Banner religiös gefestigten Studententums an Österreichs hohen Schulen aufslattern ließ. Das war zu jener Zeit ein wagemutiges Bekenntnis, das der einzelne noch lange Jahre hernach in seiner beruflichen Laufbahn verspüren konnte. Zugleich hatte die Verbindung gerade schwere Semester überstanden, denn wenn auch der deutsche Krieg und die Kriegsfolgen von 1866 der Parole des Zusammenschlusses aller katholisch gesinnten deutschen Hochschüler ohne Rücksicht auf die staatliche Zugehörigkeit des einzelnen dem Zuzug zur Verbindung keinen Eintrag leisteten, vielmehr im Herbst 1866 die bisher höchste Anzahl an Aktiven „Austria“ zu verzeichnen hatte, so brachte doch die innerpolitische Umwälzung nach den Niederlagen von 1859 und 1866 fast über Nacht die parlamentarische Herrschaft der liberalen Partei und der neue Statthalter Kaiser in Tirol wußte auch aus der konservativen Mehrheit des Innsbrucker Gemeinderates eine liberale zu schaffen. Die einzige katholische Verbindung Österreichs war schon bisher als etwas Selbstfames und Minderwertiges angesehen worden und hatte in politischen und kirchlichen Kreisen auch nicht annähernd das nötige Verständnis gefunden, so daß nun erst recht nur wenige Tiroler einzuspringen wagten. Die Krisis war dank mutigen Aushaltens durch Senior phil. Josef Hirn vulgo Kant aus Sterzing und durch die Schützenhilfe der wohlgesinnten Landsmannschaft „*Helvetia oenipontana*“ überstanden und die Verbindung sah nun ihren fuchsenstall wieder mit Landesföhnen angesehener Familien und mit Schweizern, Rheinländern, Westpfalen und anderen Gesinnungsgenossen aus Deutschland zu füllen. Hatte das Jahr 1859 die Wiedererrichtung der theologischen Fakultät unter der Leitung der Jesuiten gebracht, die der Universität Innsbruck bald internationalen Zuzug verschaffte, so wurde 1869 diese durch die Hinzufügung der medizinischen Fakultät

endlich wieder vervollständigt und den dringenden Bedürfnissen der vorderösterreichischen Alpenländer gerecht. Im Gründungssemester der „Austria“ zählte die Hochschule 147 Theologen (34%), 154 Juristen (36%), 55 Chirurgen (13%) und 73 Philosophen (einschließlich der Pharmazeuten 17%), insgesamt 429 Studenten. Da ein gutes Drittel der Theologen im Konvikte der Jesuiten zu leben hatte, sprachen die Bürger nach jahrzehntelanger Gewohnheit noch immer von den Juristen als den Studenten. Von diesen war nicht viel mehr als ein Dutzend in zwei Korps geeinigt, die nach deutscher Sitte Bänder und (zur Gründungszeit der „Austria“) auch schon Mützen (oder, wie man damals in Innsbruck sagte, Hauben) und ihre Chargierten bei feierlichen Anlässen Cerevis und Schläger (Rapiere) trugen. Alle übrigen Studenten, ob sie nun einem Vereine angehörten oder nicht, hieß man „Obfcuranten“ d. h. farblose, die weniger in die Augen der Bürgerschaft fielen. Schon durch ihre Farben und ihre geselligen Veranstaltungen, dann durch die Zugehörigkeit einzelner Mitglieder zu bekannten Familien, durch ihr liberales Prinzip, das die Gleichheit aller Studenten und die Liberalität in religiösen, nationalen und politischen Anschauungen aussprach, wodurch sie eben dem im Reiche tonangebenden Liberalismus der Gebildeten entsprachen, und nicht zuletzt durch ihr Auftreten, vermochten sie auf die übrige Studentenschaft vorherrschenden Einfluß zu nehmen. Anders war das Bild der Studentenschaft im Herbst 1870. Die Hochschule wies 571 Hörer auf, 226 Theologen (39.6%), 117 Juristen (20.5%), 85 Mediziner (14.9%) und 143 Philosophen (25%). Während die philosophische und die neuen Fakultäten zunehmenden Besuch aufwiesen, nahm die juristische merklich ab. Erst der Kulturkampf und der wirtschaftliche Niedergang etliche Jahre hernach beeinträchtigte die Zahl der innsbrucker Theologen und Philosophen merklich. Aber auch den Zuzug aus anderen Staaten. 1870 waren unter den Theologen 40 Tiroler, 64 andere

Oesterreicher, 48 Reichsdeutsche, 41 Schweizer und 38 sonstige Ausländer, während von den Juristen 87, Mediziniern 54 und Philosophen 122 Tiroler waren. Der Nationalität nach waren an Deutschen 155 Theologen, 81 Juristen, 53 Mediziner und 112 Philosophen, an Italienern 21, 34, 19, 30; also fast $\frac{1}{2}$ Deutsche, $\frac{1}{3}$ Italiener (meist aus Wälschtirol). Der Konfession nach war nur ein evangelischer Mediziner, alle anderen Studenten Katholiken. Die Zusammensetzung der Studentenschaft übte jeweils auf die Zahl der „Austrier“ bestimmenden Einfluß. Die konviktfreien Theologen aus Deutschland und der Schweiz wandten sich vornehmlich dieser Verbindung zu oder suchten die Landsmannschaft „Helvetia“ oder „Akademia“ (1871—74) zu erhalten. Natürlich zogen die Theologen auch manchen Vertreter anderer Fakultäten an die Mäusenstadt am Inn und besonders die Sommersemester übten immer stärkere Anziehungskraft auf die bergesfrohe akademische Jugend aus. Nachgerade wurde es eine gute Überlieferung im Cartellverband, ein Semester bei „Austria“ zu verbringen, wodurch die Verbindung selbst zu einer bemerkenswerten Anziehungskraft für die alma mater oenipontana gelangte. Einen anderen Vorteil der Universität des ausgesprochen katholischen Landes hat man leider nicht zu nützen verstanden, auf den u. a. auch einer der damaligen Professoren, Julius v. Ficker aus Paderborn, schon 1858 in der Tiroler Schützenzeitung (8. Nov.) aufmerksam gemacht hat. Auch Ficker geht von dem Gedanken aus, wie Heidelberg und Bonn die Frequenz ihrer Universitäten zum Teil ihrer herrlichen landschaftlichen Lage verdanken, könne die Tiroler Universität aus der ihrigen einen ungleich stärkeren Besuch gewärtigen. „Starke ins Gewicht fällt der Umstand“, fährt dann der keineswegs abhängige Gelehrte fort, „daß Innsbruck eine durchaus katholische Universität ist.“ Damals waren neben den Studenten katholischer Eltern auch die Lehrer katholischer Konfession, viele der weltlichen Fakultäten zugleich solcher Gesinnung. „Man kann sehr verschie-

dener Meinung über den Wert einer Berücksichtigung der konfessionellen Interessen bei Besetzung mancher Lehrstühle sein, wird aber wenigstens gegenüber der Tatsache, daß der Mehrzahl der deutschen Universitäten ihr ausschließlich oder doch ganz vorwiegend protestantischer Charakter sorgsam gewahrt wird, nur billig und wünschenswert finden, wenn wenigstens die Besetzung einzelner Hochschulen katholischen Eltern, welche darauf Wert legen, Garantien bietet, daß der Sohn zumal in der ersten Studienzeit nicht vorwiegend unter dem Einfluß von Lehrern stehe, welche den religiösen Anschauungen, in welchen er erzogen ist, wenn nicht feindlich, mindestens fremd gegenüberstehen.“ Ficker führt als Beweis solcher Berücksichtigungen die Frequenz der einzig rein katholischen höheren Lehranstalt Norddeutschlands, der Akademie von Münster an, die mit ihren zwei Fakultäten mehr Hörer aufweise als viele vollständige Universitäten, fordert natürlich aber auch, daß die Universität Innsbruck namhafte Persönlichkeiten als Professoren bestze, die möglichst an auswärtigen Hochschulen gelesen haben. Er wendet sich gegen die ministerielle Anschauung, als ob es genüge, in Wien und Prag allein vollständige Universitäten zu erhalten und in allem zu begünstigen. „Große Universitäten an den Centralpunkten des Staates haben den Vorzug reicherer Hilfsmittel; kleinere den der Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung des Lehrers auf den einzelnen Schüler; je nach dem Fache und dem Studienalter der Zuhörer wird bald das eine, bald das andere mehr ins Gewicht fallen.“ Mit Recht tritt endlich Ficker für den Ausbau der Universität ein, „weil Innsbruck von allen Hochschulen des Kaiserstaates diejenige sein dürfte, welche voraussichtlich am leichtesten eine größere Anzahl von Hörern aus anderen deutschen Staaten anziehen wird; der Wert aber, welcher einem solchen Besuche in den verschiedensten Richtungen beizulegen wäre, werden wir nicht erörtern dürfen.“

Solchen Ideen folgten leider weder der konservative Unter-

rechtsminister Graf Leo Thun noch viel weniger der liberale Staatsminister Schmerling. Eine Studentenverbindung mußte überhaupt erst die tatsächliche Gleichberechtigung den religiös Gesinnten Söhnen Österreichs an den eigenen Hochschulen wieder erringen. Um 1870 war die Vorherrschaft der beiden Korps in Innsbruck schon merklich eingedämmt worden. Die farblose Studentenschaft hatte in „Austria“ eine strenge Wahrerin ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit gefunden. Aber es traten auch schon andere Korporationen auf den Plan: 1870 die Landsmannschaft „Walhall“, aus der zwei Jahre später das Korps „Gothia“ hervorging und die suspendierte „Rhaetia“ ersetzte, 1871 die Landsmannschaft „Vorarlbergia“, und die norddeutsche Landsmannschaft „Akademia“, die meist aus Theologen bestand und mit „Austria“ in ein freundschaftliches Verhältnis eintrat, sich aber nicht lange halten konnte. Im öffentlichen Leben dominierte der Liberalismus immer mehr und der in Deutschland ausbrechende Kulturkampf warf auch nach Österreich seine Wogen. In dieser Zeit schwersten geistigen Ringens bot die Verbindung „Austria“ für etliche mutige Söhne des katholischen Volkes den einzigartigen Hort und eine heiß unbrandete Bildungsstätte fürs Leben. Und wenn sie auch fast für eine ganze Generation die alleinige katholische Korporation Österreichs verblieb, bildete sie doch schon eine stattliche Anzahl von Männern heran, von denen schließlich mancher im öffentlichen oder Berufsleben maßgebenden Einfluß gewann und zur Wiedererstarung einer religiösen und volksfreundlichen Gesinnung wesentlich beitrug. Den Historiker Tirols, Univ.-Prof. Dr. Hirn habe ich schon als unnachgiebigen Erhalter der Verbindung erwähnt. In seine Zeit fällt auch die Aktivität des späteren Tiroler Landeshauptmannes und Präsidenten des österr. Abgeordnetenhauses Dr. Theodor Freiherr von Kathrein und dessen tirolischen Finanzministers und Juristen Dr. Jos. v. Wackernell. Etliche Jahre nach Domanig trat der nachmalige Landeshauptmann

von Oberösterreich und der erste christlichsoziale Minister Österreichs, Dr. Alfred E b e n h o c h, hervorgegangen aus der Rechtsanwaltskanzlei des Austriers Dr. N a s c h b e r g e r, ein. Der erste bayerische Kardinal, Domanigs Konfuchs B e t t i n g e r, ist auch schon erwähnt. Aus der Zeit Domanigs stammen außerdem noch der Politiker und Landwirtschaftler Direktor Dr. Joh. T o l l i n g e r, die Beamten Hofrat Dr. Rom. v. R a m p o n j i, Hofrat Joh. v. P e t z e r, der Dichter Prof. und Akademiepfarrer Jos. S e e b e r, der Politiker und Rechtsanwalt Dr. Herm. E s s e r u. v. a. Wer von der katholischen Renaissance Österreichs spricht, wird in der Gründung der akademischen Verbindung „Austria“ in Innsbruck einen ihrer erfreulichsten Anfänge verzeichnen zu können. Daß tirolische Jugend im Verein mit Kommilitonen aus dem katholischen Deutschland einen solchen Anfang schufen und ihr Beginnen über alle politischen Ereignisse hinaus zu einer beispielhaften Stärkung des katholischen Bewußtseins kräftigten, darin liegt die Bedeutung dieser Korporation. „Austria“ verpflanzte den C. V. nach Österreich, wo er heute weit aus den größten Anteil an dem katholischen Innungswesen nimmt. Und dadurch, daß die Verbindung immer wieder reichsdeutsche Akademiker anzog, vertiefte sie in weiten Kreisen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Katholiken. Die Aufgaben und Kräfte eines Verbandes, der sich auf alle deutschen Hochschulen im Deutschen Reiche, Österreich, in der Tschechoslowakai, ja selbst nach Czernowitz und Freiburg i. d. Schweiz erstreckt, treten vielleicht bei einem Rückblick auf die anfänglichen Verhältnisse am deutlichsten vor Augen.

Durch den reichsdeutschen Einschlag machten sich bei „Austria“ am schnellsten und gründlichsten von allen innsbrucker Korporationen studentliche Sitten und Gebräuche geltend. Schon der Senior jur. Moos trug eine vollständige Wachs (1866) und unter August Lieber gingen die Chargierten sogar in flaus, hohen Stiefeln und Kanonen auf die Straße, d. h., der einzelne ließ sich auf eigene Kosten eine Wachs anschaffen und vererbte sie

einem Jüngerem als Verbindungseigentum. Von jener Zeit her stammen die schwarzen fläuse und originelle Kappenformen der „Austria“, mit denen angetan (wie heute etwa mit Kneipjacke und Biertronne) durch Innsbrucks Straßen gezogen wurde, die Fiedel umgehängt und ein eigen Liedel auf den Lippen. Es war eine romantische, geniale Burschenzeit der „Austria“ in dem halbentdeckten Musenstädtlein. „Sie hatten alle so etwas ganz Besonderes, Ewig-Jugendliches, Burschikoses, nichts Steifes, Lehrhaftes; unter dem warmen Hauch ihrer biedereren, fröhlichen Innerlichkeit ging dem schüchternsten Cartellsfuchslein das Herz zutraulich auf und dem fecksten wandelte sich der leichte Sinn in bescheidene Unterordnung. Die Verbindung war ihnen zur Poesie und zum sittlichen Enthusiasmus geworden, ob sie nun im burschikosem Hochgefühl den Schläger zum „Austriersalamander“ schwangen oder bei Schimpf und Ernst die „Doctores cerevisiae“ erkoren oder ihre eigenen Lieder zum Preise der äußeren Tugenden und idealen Ziele der Burschenherrlichkeit dichteten“ (Jos. Weiß).

Und als Burschen fühlten sie „in veritate libertas“ („Austrias“ Wahlspruch). Es war möglich, daß der kraße Fuchs Götz bei seinem ersten Pflichtvortrag sich ereiferte, die Republik sei eigentlich die idealste Ordnung für freie Bürger. Der Annalenschreiber bemerkt hiezu: „form glänzend mit zu poetischem Schwunge, zu idealer Standpunkt. Immerhin einer der besten Vorträge.“ Und bezeichnend für Domanig! Prof. Genelin erinnerte sich bei Besprechung der Straub-Dichtung an solche Reden: „Wer Domanig als Universitätsstudenten gekannt hat, dem tritt bei Lektüre seines herrlichen Dramas der alte Götz lebhaft vor die Seele. Da ist nichts Gefuchtes und Erkünsteltes; da ist Geist von seinem Geiste! Man glaubt seiner schneidigen, konzisen Rede von damals zu lauschen; man fühlt die ihm eigene Begeisterung für Religion und Vaterland oder, sagen wir, für echtes Tirolertum heraus, mit welchem er, ein Jüngling noch an Jahren, andere zu entflammen wußte.“ Der

nächste Vortragende war jur. Adolf Bruder, aus Hall gebürtig, ein Monat und einen Tag älter als Domanig, Sohn eines Offiziers, der infolge der Strapazen von 1866 früh in den Ruhestand trat und sich der Erziehung seiner Söhne Adolf und Karl widmete. Jener auch zuerst in Fiecht, war stets der beste Schüler mit Vorzugsnote in allen Gegenständen des Gymnasiums gewesen und erhielt ein außerordentliches Pflichtgefühl von seinem Vater anerzogen, der ihn auch in modernen Sprachen, im Zeichnen und Malen ausbilden ließ und ihn selbst mit Völkerkunde, Wappenlehre u. dgl., gleichwie mit Pünktlichkeit und Sauberkeit vertraut machte. Innerhalb vier Jahre absolvierte Adolf sämtliche Examina aus allen juridischen Fächern mit Auszeichnung. Nur die promotio sub auspiciis imperatoris, die höchste akademische Auszeichnung im kaiserlichen Österreich, blieb ihm versagt. — Durch Domanigs Bemühungen war Adolf im 3. Semester der Eintritt in die Verbindung ermöglicht worden. In hingebender Freundschaft schlossen sich Götz und Swed (so nannte sich der Austrier Bruder und wurde auch seinem Konfuchsen ein anderer Kaj. Sweth des Andrá Hofer) aneinander an. Sweds kindlich-heiteres Wesen, voll gemüthlichem Humor und oft überschäumendem Witz, das sich in zahllosen Gedichten, Zeichnungen und Briefen kennzeichnete, fand eine treffliche Ergänzung in den mehr entschiedenen, selbständigen und selbstbewußten, aufs Große und Ideale gerichteten Domanig mit der rasch entschlossenen, tatkräftigen Art. Die meisten Sommerfahrten im Berufsleben unternahmen sie gemeinsam und teilten tatsächlich zeitlebens Freud und Leid miteinander, wie „Austrias“ Bundeschwur erheischt. Sie hießen sich bald selbst ihr und ihrer Ziele A. B. C. D. (nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen), sie bildeten und stützten sich einander und es wäre eine Preisaufgabe, wer dem andern mehr im Leben gewesen war oder gegeben hat. Es wird daher nicht unangebracht sein, das Andenken an die Art und die Freundschaft dieser Austriercharaktere heraufzubeschwören.

Ein anderer Freund fürs Leben: der urhige Schweizer Reichlin aus einem alten Edelgeschlechte, der als Pfarrhelfer von Gersau seinen Mann in stiller Seelsorge stellte und seinen schalkhaften Humor bis ans Ende bewahrte. Er starb drei Wochen vor Götz. In den „Monat-Rosen“ des Schweizerischen Studentenvereines, dessen innsbrucker Sektion Tamerlan angehörte und vorstand, sind Götzens Briefe an ihn veröffentlicht, als ein Zeichen männlicher Freundschaft zwischen diesen katholischen Männern aus Tirol und der Schweiz (LVIII Nr. 11/12 v. 1. VIII 1914). Der Hühne und Turnbruder Tamerlan hatte von Domanigs Mutter den Auftrag, ihren Sohn etwas im Saume zu halten und gesund, wohl und noch vor Morgen bei Bierausflügen zu Hause zu bringen, so bei einer Fuchsenleierei im nahen Hall, so im „Bierstaat“ Schönberg, dem Domanighofe vom Großvater her. Reichlin stand seinem Freunde natürlich erst recht wacker zur Seite, wenn von gegnerischer Seite eine Attaque erfolgte, so mit einem Grazer Korpsier, so anlässlich „Ananias“ Stiftungsfeste im Sommer 1871 gegen die „Isaren“ bei den drei Rosen in München. Tamerlan trug aus letzter „Schlacht“ eine unfreiwillige Consur fürs Leben davon, auf die er fast nicht weniger stolz war als auf seine geistliche. Von anderen Lebensfreunden Domanigs wurden Welf, Castor (Ebenhoch) u. a. schon genannt. Führte ihn sein Weg in die Schweiz, so nahm stets den Bregenzer Arzt Dr. Gmeiner vulgo Kant II. mit.

Wie August Lieber, so begann bald auch Karl Domanig, seine Persönlichkeit innerhalb der Verbindung ausreifen und auswirken zu lassen. Zu einem Banner steuerte er wesentlich bei. Es war eine Standarte, die am 9. Februar 1871 bei einem solennen Kommerse im „Udambräu“ unter Erneuerung des Treuschwures aller Burschen übernommen wurde. Götz bewährte sich auch in Malkünsten und renovierte den Verbindungsschild. Fahnenbraut war die Tochter des Brigner Bürgermeisters Ostheimer und spätere Gattin Liebers. Beim Dankbesuch regte

dieser, ein jünaerer Bruder des schon damals hervorragenden preußischen Zentrumsführer Dr. Ernst L., nach dem Vorbilde der Breslauer Cartellverbindung „Winfridia“ ein Protektorat des Fürstbischofs von Brixen über „Austria“ an, um ihr Ansehen zu mehren, die in kirchlichen und politisch-konservativen Kreisen noch bestehenden Bedenken gegenüber der katholischen Studentenverbindung zu zerstreuen und ihre Stellung öffentlich festzulegen. Götz, obgleich noch Fuchs, brachte eine Gegenschrift mit Unterfertigung seiner Konfücke ein, daß ein Protektorat die Satzungen nicht vorsehe, der Verbindung nicht wesentlich dienen könne und ihre akademische Grundlage auf eine kirchliche verschöbe. Es war gerade die Zeit, da man auch aus der innsbrucker Universität eine Adresse an den alt-katholisch gewordenen Theologieprofessor Döllinger in München absandte, was freilich der ablehnenden Verbindung zu einer Vermehrung des Fuchsenstalles (oder wie man damals sagte: Fuchsenkorpses) verhalf. „Austria“ jedoch beging eine imposante Papsifeier, in deren vorbereitenden Ausschuß Götz als erster gewählt worden war; desgleichen zu dem des Stiftungs-festes, nach der er bei der Eröffnungskneipe des Sommerferienfestes feierlich geburicht worden war. Im Wintersemester 1871/72 wurde Götz zum Senior, Bertha Konse-nior, Swed zum Schrift-führer und Bierzeitungsredakteur gewählt. Götz nahm sogleich den Ausbau der Verbindungs- und Philistersatzungen in-Angriff; der Tiroler Künstler Franz Plattner entwarf nach Götzens Anregung ein Bild der „Austria“, das feierlich enthüllt wurde, hervorragende Landsleute wurden zur Mitarbeit und als Ehrenmitglieder gewonnen, außer Plattner, der Maler und Bildhauer Professor Michael Stolz, der Historiker, Universitäts-Professor Albert Jäger, der Anno Neun-Offizier Oberlandes-gerichtsrat Ant. v. Peßer, der Landeshauptmann Dr. Frz. Freih. v. Rapp, der Notar Dr. Jul. Freih. v. Riccabona usw. und auch in der Aktivitas das tirolische Element als notwendiger Grundstock zu einer gefestigten Fortentwicklung der Verbindung

bedeutend verstärkt. Zugleich führte „Austria“ den Vorort des C. V. Die Bierzeitung blühte unter Sweds unermüdlicher Tätigkeit und Humoristik und der Mithilfe Domanigs, Josef Burtichers († 1908 als apost. Protonotar i. Rheinau, Schweiz) u. a. wie noch nie und bot ein erfreuliches Bild von dem geistigen und jugendfrohen Leben in der Verbindung. Als guter Sänger drang der Senior auf Einführung und würdige Wiedergabe der schönsten deutschen Studentenlieder und steuerte selber ein neues Bundeslied (vergl. Biographie S. 40) — das frühere hatte Stifter Wolf vulgo Schill verfaßt — bei, das sein musikalisch begabter fiedler Mitschüler, Austrias Ehrenbursche Johann Handl, vertonte. Als geschmackvoller Dekorateur opferte Götz unzählige Stunden an der Ausschmückung der Kneipbuden und Festsäle. Durch seine schwungvollen, programmatifchen Poesien und Pauken erregte er bei den festlichen Veranstaltungen geradezu Aufsehen. Der neue Austrier senior fiel aber auch durch sein Äußeres auf: wie der forfche Student in flaus, Koller und Kanonen, in das fchwarze Haar die felbsterfundene, mit ihren Goldftrahlen weithin leuchtende sogenannte Sternennütze gedrückt, durch die Straßen der Mufenstadt einherzog, mochte man wohl denken, daß sich in und mit ihm die alte Studentenromantik aus der Zeit der versunkenen deutschen Burschenschaft erneuere.

Domanig aber trachtete, sich auf den engeren Kreis der Burschenherrlichkeit nicht zu beschränken. Vielfacher Verkehr mit „Cartellfrigen“ mag ihm den Gedanken eingegeben haben, nach Straßburg zur Eröffnung der neu errichteten deutschen Universität zu ziehen. Am 2. Mai 1872 erhielt er das Abgangszeugnis der innsbrucker Hochschule, an der er in den letzten drei Semestern außer den fortsetzungen zu den schon genannten Vorlesungen als Philosoph noch solche über Sokrates, Platon und Aristoteles, Goethes Faust, Geschichte der franz. Revolution, Sophokles' Antigone, Parzival und, seit W. S. als Jurist inskribiert, über Deutsche Reichs- und Rechts-

geschichte, Römisches Recht und Rechtsgeschichte, Geschichte der deutschen Literatur und neuere Philosophie und Geschichte belegte. Wenngleich die zunehmende Hingabe zur „Austria“ und die Übernahme verschiedener Chargen in den allgemeinen studentischen Vereinen den regelmäßigen Besuch der Vorlesungen allmählich beeinträchtigt haben mag, wäre es irrig, daraus zu folgern, Domanig habe sich allmählig vom Studium abgewandt. Nach wie vor blieb sein Bestreben, sich weiter auszubilden und für seinen hochgesteckten Lebenszweck gründlich vorzubereiten. In Straßburg inskribierte er sich auf die Kollegien: Institutionen des römischen Rechtes (nach v. Scheurls Lehrbuch; Prof. Koeppen), Geschichte des römischen Privatrechtes (Prof. Bremer), Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Rechtsenzyklopädie (Prof. Brunner), Christliche Altertümer (Prof. Kraus). Doch auch behagten ihm bald die schöngeistigen Vorlesungen mehr als die pflichtgemäßen und zu einem systematischen Berufsstudium oder Prüfungen kam es nicht. Gegen Ende des Semesters wollte Götz — der Paragraphen-Juristerei längst schon abhold — auf eine Verlautbarung der Universität Freiburg i. Br. hin sich dort einer Prüfung für Philosophie unterziehen, sandte eine Arbeit ein, die aber abgewiesen wurde. Erschreckt, vertiefte er sich nun erst recht in seine Bücher.

An seinen Nachfolger im Seniorate, Swed, sandte Götz am 4. Mai die erste Nachricht aus dem Reichslande. Obenan steht der Zirkel nach dem Sinne: Vivat, floreat, crescat Austria! „Mein lieber treuer Swed! Die Überzeugung, daß Du keinen leisen Zweifel in die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen gegen Dich hegest und die Verhältnisse in Betracht ziehen werdest, die in diesem Feststrudel (Eröffnung) und wildfremden Ort mich nicht Herr meiner selbst werden ließen, überhebt mich der Last der Entschuldigung, daß ich erst jetzt schreibe. Und wie oft meinst Du, daß ich an Euch dachte! Heute kann ich nun meine Adresse genau angeben und hoffe, daß Ihr mir nun auch allsogleich die Freude machen werdet, von Euch

hören zu lassen.— Endlich fand ich heute eine Bude, hübsch gelegen, doch einfach, was aber nicht hindert, daß ich dafür 30 Frs. per Monat entrichten muß. Es ist denn überhaupt alles riesig teuer.— Wie ich in München (bei der Cartellverbindung „Menania“) und in Tübingen (bei Guespfalia“) empfangen und behandelt wurde, hat Euch mein Schreiben geschildert (ist leider nicht mehr auffindbar). Von Tübingen aus zog Kemeo*) mit mir als Vertreter der (Tübinger) „Guespfalen“ und zu unserer größten Freude und Überraschung fanden sich in Straßburg zwei patente „Alsatzen“ (Münster i. W.) . . . Mit den „Guespfalen“ konferierte ich über den Philisterverein (an dessen Zustandekommen Götz sehr viel lag und er vorarbeitete); habt die Güte, ihnen baldmöglichst ein leeres Philisterdiplom zu übersenden (Götz hat die Ideen für ein Altherrnurfunde entworfen, nach denen schließlich der „Austrier“ Kunstmalers Philipp Schumacher vulgo Fridolin die das ganze Studentenleben darstellende Zeichnung äußerst sinnig ausgeführt hat).— Hier traf und lernte ich kennen Freiburger „Allemannen“, die Cartelljes der „Vorarlberger“ (einer Innsbrucker Landsmannschaft, die Ende 1871 mit den Farben rot-weiß-grün auftrat und 1877 sich in eine Burschenschaft „Suevia“ umwandelte); die gleiche Rücksichtslosigkeit, die sie als Verbindung (von den Korps in Straßburg) erfuhren, einte uns und andere; es sind darunter viele gute

*) Es ist jur. Felix Porsch, jetzt Geheimer Justizrat usw. in Breslau, Gründer und Vorsitzender des Altherrnverbandes des C. V. Er schreibt zu dieser Briefstelle: „Welche Wendung der Dinge seitdem! In der Stadt, die noch feste Spuren des Krieges auswies, inmitten einer uns abgeneigten Bevölkerung sollte eine deutsche Hochschule errichtet werden. In der damaligen Studentenschaft herrschte kein Schützengrabengeist, wie Domanigs Briefe sehr deutlich erkennen lassen. Die Verhältnisse der Universität sahen nicht recht hoffnungsvoll aus. Der Cartellverband hatte damals, wie ich auf einem Cartellkommerz einmal erzählte und wie der erste Brief nachhienmäßig nachweist, in einer Droschke Platz; für den C. V. schien in Straßburg ebenso wie an vielen anderen deutschen Universitäten kein Boden zu sein.“ Am 8. Juni 1882 wurde dort die C. V.-Verbindung „Badenia“, 23 Jahre später „Rappoltstein“ gegründet.

Leute gewesen und manch patente Burschen, aber der Macht der Korps beugte sich jeder und damals habe ich mir gedacht, daß es eine Illusion sei, Farbenstudent — Bursch zu sein, ohne tatkräftig für ein positives Prinzip einzustehen; und so sicher die Korps all mit ihrer Dreistigkeit den nahenden Verfall nicht zu verhüllen imstande sind, so gewiß leuchtet dem katholischen Studenten eine Zukunft — eine klassische Periode. — Obige „Memannen“ luden mich übrigens eventuell auf ihre Kneipe. Seht, daß sich ein gutes Verhältnis mit den „Vorarlbergern“ anbahnen läßt, daß sie ihrerseits an ihren Cartellfrühen keine Widersacher hiefür finden. Eine Landsmannschaft in einem Lande wie Tirol ist freilich nur nach Maßgabe ihrer zufälligen Zusammensetzung, doch sicher qualifiziert, uns Vor-schub zu leisten. Siebenkäs' (phil. Aug. Ullé, Austriae) Idee betreffs eines öfter zu erscheinenden Correspondenzblattes (des C. V.) habe ich den „Gespälen“ mitgeteilt, die ungeteilt sich dafür interessieren und dadurch, daß sie die Zahl 3 des nunmehrigen jährlichen Erscheinens als eine völlig willkürliche und unpraktische hinstellen, die Realisierung beschleunigen werden. Die „Alsatén“ sprachen sich gleich begeistert darüber aus; indes möge stud. Swed nicht wähnen, daß auf seine herkulischen Schultern neue Lasten würden überbürdet werden; die Sache steht einmal auf weitem Felde und muß nach meiner Ansicht lediglich auf das Risiko des Siebenkäs kommen. — In Bonn scheint Aussicht auf eine Cartellschwester zu sein; von den „Alsatén“ ist etwas dort: Die „Walhalla“ Gesellschaft mit Bierzipfeln, prinzipiell prinzipienlos, zufällig oder usuell, aus lauter entschiedenen Katholiken bestehend, dürfte nach unserer Art umgebildet werden können. So meinte der letztsemestrige Präses des greifswalder Bonifatiusvereines med. st. Schmidtman, der der „Walhalla“, wenn ich nicht irre, als 1. Chargierter angehörte. Dieser bleibt hier, und da er mir ein sehr netter Mensch zu sein scheint, soll es mich freuen, mit ihm einigen Umgang zu pflegen. Noch ein Medi-

ziner in höherem Kurse, der viel unsere „Marfomannia“ und „Gueftpalia“ hospitierte, ist mir als Straßburger Candidatus bekannt geworden. Sonst sind die meisten, wie sich erwarten ließ und ich es tat, alte Bummeler-Korpsstudenten. Die Deutschen dürften diesen am wenigsten für ihr Erscheinen danken, denn Arroganz verträgt diese Stimmung der Bevölkerung nicht und die Exzesse, die vorfielen, dürften sich reichlich wiederholen. Mir speziell kommt meine Abstammung, meine sicher andauernde Zurückgezogenheit und — mein Knebelbart! besser zu Hilfe als der Schutz der Militärs, der uns so ausgiebig zu teil wird. Fürchteten die Preußen die Stimmung, die sie als freundliche zu bezeichnen die Stirne haben, nicht, dann wäre diese Freundlichkeit seitens der Beamten, Offiziere zc. wahrhaft nicht zu erklären; denn es sieht aus, als ob der ganzen Universität preußische Brudergrüße zum Erstickungstod verhelfen sollten. Ich fürchte mich nicht und habe vielleicht weniger Grund hiezu als einer und für solch unangenehme soziale Verhältnisse entschuldigt mich die Lage der Stadt, die Ungefügigkeit — kurz meine Liebe zu Straßburg, der Stadt. Ob sich die alma meiner höchsten Sympathien zu erfreuen haben wird, weiß und hoffe ich auch kaum. Vedremmo Dr. Bremer nahm Pfaffs (des innsbrucker Zivilrechtlers) Gruß mit, wie es schien, ungemeiner Freundlichkeit und ebenso den Gruß Entrichtenden auf. Bitte, an Pfaff nebst Kren zu entrichten. — Nun grüß' mir sie alle, Senius, alle meine lieben Aulstern (die gegnerischen Studenten betiteln nicht ungerne die Aulstrier als Aulstern) und was drum und dran hängt. Ex flammis clarior! Wie die Corps am stolzesten renommieren, die ungefähr 600, wie deren hier sein mochten, habe ich mich selbst bewußt gefühlt und nur stolzer habe ich die katholischen Farben getragen. Lebt alle wohl! Haltet zusammen und scheut nicht Mühen, da es Sieg gilt. Ganz der Euere in Burschentum Götz Austriae.“

„Straßburg, 16. 3. 72. Mein treuer Schwed! Die Qualität

des Briefpapiers mag man mit der Teuerung der bisherigen Lebensmittel entschuldigen! — Von Dir, von Dir auch nicht mehr als eine Karte solch nichtsagenden Inhaltes zu erhalten, hat mich just nicht angenehm berührt. — Was läßt sich von Augsburg sagen? Die Leute fand ich wirklich ausnehmend freundlich. Stuttgart ist ebenso nett und das ganze Schwabenland scheint an ungeheurer Gemütlichkeit zu leiden, deren Repräsentantin sie sein könnte. Durch die Kürze meines Aufenthaltes sind jedoch meine Gefühle sehr gemäßregelt worden. — Was weißt denn Du von der „Argentina“? S'ist ein ganzer simpler, friederischer Wingolf, der mich immer denken läßt, daß wir Männer sind, wozu uns vornehmlich die innsbrucker Verhältnisse machten. „Alsatia“ gibt es keine. Ein Korps „Rhenania“ ist bereits auf dem Platze, doch sehr zahlm. Hier ist eine ganze Strömung gegen das Korpswesen los. Schon 3 allgemeine Versammlungen sind abgehalten und die Corriers abgetackelt worden. Ein Komitee fungierte als Repräsentanz der „Straßburger Studentenschaft“ und polemisierte nur gegen die genannten. Man hat mich, der ich mich dieser Sache halber beteiligte, ins Komitee gewählt, was ich abschlug. Nun ist die Bildung einer allgemeinen Vereinigung („Argentina“ und „Rhenania“ tun mit) im Zug. Auch da hat man mich ins Komitee haben wollen. Ich schlug ab, weil es mir persönlich nur Last und niemanden Nutzen bringen kann. Daraus magst Du übrigens ersehen, daß man hier viel liberaler ist als bei uns; so wenige ich kenne, kennen mich der Sternenmühe und der Protektion Wildauers dank alle und ja sicher meine Gesinnungen . . . Ich muß jetzt ins Kolleg. Ich küsse Dich herzlich, mein Schwed! Wenn Du wüßtest, wie oft ich an Dich denke und wünsche, daß Du Deine eigene Kraft nicht zu gering haltest, um ein musterhafter Senior, eine Stütze unserer Sache zu sein! — Halte Disziplin! Lebe recht wohl! Aber schreibe doch bald: . .“

Schwed hatte als erster der Verbindung nicht jene glückliche

Hand und energische Faust, um, wie Götz und Bertha, das Schifflein der „Austria“ selbständig und schneidig an allen Klippen vorbeizusteuern. Dem Allzubescheidenen erwuchsen zunehmend Schwierigkeiten und andererseits setzten Korpsier und Angehörige ihm immer wieder zu, aus der Verbindung auszutreten. Daher die besorgten Worte Domanigs, dem es um seinen besten Freund gleichwie um seine wie eine Braut geliebte Verbindung ging. Seine nächsten Briefe richteten sich auch mit diesen geheimen Sorgen an den Altsenior Lieber und an die „Austria“ selbst. „Straßburg, 16. Mai 1872. Mein lieber Leibbursch! Die Aufmerksamkeit, die meine Leibfuchse mir erwiesen, indem sie als erste willkommene Boten mir armen Noah mit Briefen angerückt kamen, erinnert mich an die Pflicht auch meines Abhängigkeitsverhältnisses. Zwar schon Deine Pfeife, der treue Begleiter ins Philisterland, tut das ihrige in dieser Art tagtäglich und der Anlässe, um mich an Euch, an jeden einzelnen von Euch, zu erinnern, gibts ja bei solchem Gemütszustande unzählige. Daß es mir gut geht, hast Du wohl schon erfahren — gut, was man so nennt. Auch bin ich zufrieden: Ich bin sehr beschäftigt, höre dreißig Stunden und treibe viel nebenbei. Schon deshalb halte ich mich vom studentischen Treiben ganz abseits, aber in dieser Vereinsamung tauchen die alten Bilder um so stärker auf und es ist mir, als wüchse mit jedem Tage die Sehnsucht nach den Bergen. Gewiß war kein Mittel besser, um mein Vaterland und was alles daran hängt, recht aus der Seele lieben zu lernen, als die Entfernung von ihm. Doch halte ich den Nutzen meines hiesigen Aufenthaltes für so groß, um ein bißchen Heimweh zu ertragen. — Mit dem hiesigen französisch hast Du recht; ich verstehe das Deutsche hier nicht — was solls mit dem Gallischen! (Lieber war in Metz und Nancy Jesuitenzögling gewesen!) Auch wird Deutschen gegenüber nur deutsch gesprochen und so fielen meine schönen Pläne auf Erlernung dieser Sprache so ziemlich ins Wasser, wenn nicht

geistl. Prof. Dr. Korum, persönlicher Freund Deines H. Bruders Ernst,*) die Liebe hätte, mir Lektionen zu geben und Übungen vorzunehmen (Korum starb als Bischof von Trier, vielbetrauert, auch wegen seiner mannhaften Haltung während der französischen Nachkriegsbesetzung seiner Diözese). Ich hoffe auf Nachrichten; mehr für heute macht mir das nahende Kolleg unmöglich. In treuer Liebe Dein Götz." Und am 24. an die Verbindung selbst: „Meinen wärmsten Brudergruß allen! Ich hoffe, daß durch meine Briefe an einzelne von Euch alle von meinem Befinden Nachricht und die Überzeugung erhalten haben, daß am Rhein wie am Inn in gleicher Weise mein Herz Euch zugetan bleibt. Ich weiß nicht, ob mehrfach, aber ich weiß, daß eine Erwartung ausgesprochen wurde, als könnten unsere Ideen an der neuen deutschen Hochschule durch mich vielleicht eine Vertretung finden (bei seiner begeisterten Aufnahme in München und Tübingen). Ich habe darüber von Anfang an Zweifel und Hoffnung zugleich gehegt, bis in die jüngsten Tage, wo ein leidiger Versuch dieser das Licht ausblies. Zwar hatte man mir, obschon als katholischer Student längst bekannt, bei Gelegenheiten eine „Vertretung“ zugeordnet, die jedoch mit Rücksicht darauf, daß katholische Interessen nicht in Frage standen und mich andererseits meine tirolische Gesinnung als den Umständen nicht eben adäquat bedünken wollte, ablehnte. Ein erfolgreiches Wirken vom bloßen Standpunkte der Defensive wird hier wohl ebenso selten möglich und stets von Zufälligkeiten abhängig sein, als es im allgemeinen ungenügend ist. Die Höhe unserer Ideale und nicht minder die Bedingungen, an welche der Erfolg sich zu knüpfen pflegt, verlangen vielmehr eine mutvolle Offensive und ich habe denn stets nur eine farbentragende Verbindung als Trägerin fa-

*) Domantig stand mit Dr. Ernst Lieber in Briefverkehr. Dehner las mit Vorliebe in Gesellschaft Domantigs poetische Berserzählung „Der Abt von Fiecht“ vor.

tholischer Ideen ins Auge gefaßt. Auch traf ich Gleichgesinnte, wenige zwar, kaum aber zu wenige, um einen Grund zu legen. Doch war die schwache Zahl erst recht erheischend: der Mut zum Werke fehlte fast allen und nach dem ersten Versuche hab' ich mich allein und um eine Hoffnung ärmer gesehen. Ständen mir drei Cartellsfriße zur Seite, so zweifelte ich am Gelingen nicht. Schade, denn der Boden, der nun noch fast brach liegt, wird über einigen Semestern nicht mehr so günstig sein. Das Korps der „Rhenanen“, das, ich behaupte unter ungünstigeren Verhältnissen als für eine katholische Verbindung, aufgetan hat, erstarrt sichtlich. — Wann endlich wird es gegönnt sein, innerhalb des Cartellverbandes und der Verbindungen jene mit Recht gepriesene Korpsdisziplin zu handhaben, um Waffe gegen Waffe fehend, unter Hintansetzung von persönlichen Rücksichten einer Sache ganz zu dienen, in der ich das wahre Gegengewicht zu jener heidnischen Reaktion sehe, die in den Universitäten ihre Wiege und ihre Stütze hat! Sei jeder ein Tropfen zum Meere! Seid einig, einig und glaubt es, daß kein Opfer fruchtlos, unter allen aber keines nutzbringender ist für unsere Sache, als die Verleugnung von Sonderinteressen. Gehorchet alle, die einen durch das Beispiel, die anderen durch die Folge, gehorchet alle der Sache und denkt, daß kein Ding zu kleinlich sei, um daran den Mann zu zeigen. Ex flammis clarior! Diese Sprache möge Euch nicht befremden; nicht eine leidige Notwendigkeit läßt mich sie führen, sondern Euere Begeisterung verbürgt meinen Worten eine gute Aufnahme. In wackeren Händen weiß ich die Austria und bau' fest auf ihre Zukunft... Ich grüße nun alle allerherzlichst; den beiden neuen Konfneipanten ein Spezielles. Lebt wohl! — Es durchwehe Euch der Stifter alter Geist und belebe Euch neuer Mut! — ich glaube gar, daß ich Euch segnen wollte — Prosit!“

Senior Swed jedoch unterlag. Am 5. Juni erwiderte ihm Götz auf drei Klagebriefe: „. . . Wo bleibst Du denn, Schwed,

in diesen abgeschmackten Phrasen voll Entmutigung, voll Kraftlosigkeit — daß ich es sage: voll Unmännlichkeit? — Wo blieb denn der kerngesunde Bursch, der oft meine allzu hohen Anforderungen ins rechte Licht setzte und meinen Idealen einmal nicht wegzuleugnende Wirklichkeit entgegenhielt? — Geh, rede von geänderten Verhältnissen und Mangel an Stütze nicht! Die schwierigen Verhältnisse erproben und die Selbständigkeit macht den Mann. Habe ich nicht oft genug meinen Anschauungen über unsere Verbindung dahin Ausdruck gegeben, daß sie so groß gedacht, so idealisch angelegt ist, daß mir eine würdige Repräsentation unseres Korpsprinzipes nach jeder Richtung hin wie eine Unmöglichkeit erscheint. Laß Dir genügen, daß Du Männer, entschieden in der Gesinnung, in der Freundschaft und willig nach dem Edlen zu streben, Deine Brüder nennen darfst. Vergiß, mein lieber Schwed, vergiß über den kleinlichen Auftritten den Geist nicht, der Dir und mir und uns allen zur Befriedigung in der Verbindung herrscht; von der ferne, unter den Fremden allen, weiß ich den edlen Kern erst recht zu schätzen. Vergiß über den Verhältnissen, die Dir nachtheilig erscheinen, ihre wahre Berücksichtigung nicht! Hänge nicht an den Formen zu viel, der Geist hat uns hoch über alle gestellt und ich sage Dir, daß ich mit wahrer Verachtung auf den Corrier blicke, dem seine Frage und was daran hängt, sein alles ist. Raum und Zeit gestatten mir nicht, Argumenta ad hominem zu bringen. — Sieh' Schwed, Deine Briefe haben mich geärgert und einige Stunden Nachtruhe gekostet. O wärest Du etwas mehr Philosoph als Bürokraturskonzipient! O, daß Dir ein eingehendes Studium in Theorie und Praxis die Begeisterung für unsere katholische Sache beibringen könnte, damit es Dich über die Nörgeleien der Gegner und die krummen Hölzchen im eigenen Haus erhebe! — Ich kann es fürwahr meiner lieben Mutter nicht genug verdanken, daß sie mich hierher kommen ließ; hier habe ich mein Tirol lieben, meine Freunde

werthalten gelernt. Hier habe ich eine erhöhte Begeisterung für meine Berge empfangen, nicht etwa, weil ich sie nun entbehren muß — weiß Gott, wie hart — sondern weil sie ein Volk bergen, das noch einen Glauben, einen Sinn für Recht, für Sitte, für Freiheit hat. Glaube mir, mein Schwed, es geht um all das den Kampf bis aufs Messer; die Konsequenzen des Antagonismus treten hier schon in erschreckender Weise auf; der Kampf hat großen Umfang genommen. Wie mit Liebe denke ich an die Stunden zurück, die wir zusammen gebummelt, gekneipt, gelacht haben? Du bist mir so sehr ans Herz gewachsen, daß ich von Dir, wie von keinem anderen wünsche, daß er einmal in denselben Reihen mit mir stehe und kämpfe, mit mir alle Kraft dem Vaterlande zuwende. Mein Ideal ist es, ein braver Austriar zu bleiben, mein Leben lang: ein Mann, ein Christ, ein freier — ein ganzer Tiroler! Sieh' zu, daß Du und Deine Burschen das werden und daß Ihr jetzt schon in den schwierigen Lagen an der innsbrucker Hochschule unserem tapferen Volke zeigt, daß „immer noch auf Erden für Euch ein Fähnlein“ sei! — Dann hast Du genug getan, dann seh' Dich getrost über . . . Launen und Welfs Biersprüche (dem ich übrigens heut abends eins zu trinken bitte auf die Wärme der Freundschaft, die sich im Korrespondieren bekundet) mit allem Burschenfreimut hinweg! . . . Jetzt halt mir aber meine Predigt nicht für ungut und nimm mit der ganzen Kraftanstrengung Deiner Phantasie einen recht derben Kuß in Empfang, der Dir bedeuten soll, daß ich Dich sehr, sehr lieb habe und immer bleiben werde Dein treuer Götz.“

Das ist nun wieder die charakteristische Art unseres Götz. Wie er als Fuchs und Bursch stets einer der ersten auf der Kneipe, bei den wöchentlichen wissenschaftlichen Abenden und bei den repräsentativen Veranstaltungen und sicher der letzte war, wie bei den Erkneipen er nicht minder seinen Mann mit Geist und Humor stellte, wie das ganze Sinnen und

Trachten des Seniors darauf ausging, die junge Verbindung nach innen und außen zu heben, wie sein goldenes Herz und seine freigebige Hand ihr und allen sicher waren, wenn es beizuspringen galt, so bot er erst recht alles, Liebe und Treue und auch Strenge auf, um einen Freund zu schützen und zu halten, auf daß wieder einer zu Nutz und Frommen des Volkes und der gemeinsamen Sache des Lebens schönstes Ziel, des Burschen Aufgabe erreiche, jenes Ideal, das gerade Götz und Schwed in seligen Stunden sich geklärt, das sie wirklich über alle gestellt hatte.

Was Domanig an besonderem aus der ersten großen fremde mit nach Tirol brachte, die vertiefte deutsche Gesinnung, kommt vorerst in seinen Straßburger Gedichten zur Geltung, meist frohen Burschenliedern mit den ernsthaften Grundgedanken, wie sie der Austrier gerne zur Bereicherung der „Bierpillen“ einsandte. Seine Rückkehr am Schlusse des Semesters ging über Metz und Nancy, wo er auch die Schlachtfelder von 1870/71 aufsuchte, Brüssel und Antwerpen, Köln und Mainz unter besonderen künstlerischen Ausbildungsabsichten. Tieferen Eindruck hinterließ in ihm die niederländische Schule.

Als die innsbrucker Bundesbrüder im Herbst 1872 den Heimgekehrten wieder an die Spitze der Verbindung stellten, fügte er sich schließlich ihrem Verlangen, obgleich Familie, Gesundheit und Studium ihm Rücksichten auferlegten und er sich darnach einzurichten gedachte. Der Konvent verminderte daher die Verpflichtungen des Seniors, der bald wieder mit starker Hand die frühere Strammheit zu befestigen mußte, freilich nicht ohne Klagen Betroffener, daß Götz zu autokratisch regiere. Tamerlan, Swed, der gerade als Historiker an der Universität inskribierte Weltpriester Alf. Redeis, nun Ali gerufen, und fast alle anderen standen ihm getreu zur Seite. Bald nahmen ihn prinzipielle Auseinandersetzungen mit dem bisher neutralen, allgemeinen Akadem. Gesangverein, die zu einem Rededuell zwischen einem Univ.-Prof. und dem Austrier-

junior und zu des letzteren Ausschluß nach dem Austritt der Verbindung führten; die Vermählung seiner älteren Schwester Julie mit dem zweiten Stifter Prof. J. E. Wolf und die Vorbereitungen zum 10. Stiftungsfest stark in Anspruch. Letzteres führte die gesamte „Austria“ samt ihrem fähmrich Götz auch nach dessen Vaterstadt und schloß bei gastlicher Aufnahme durch die Burschenschaft mit einer eindrucksvollen Burgenkneipe. Götz war Obmann des Festkomitees und eigentlich die treibende Kraft für diese große Feier, deren Kosten auf 100 fl bemessen wurden. Bei dem Ausflugsziel spielte auch eine „Liebe“, damals sein A und O, wie er das Sternenwirtstöchterl Anna O. von Sterzing, die Heldin seines Gedichtes „Platonismus“ (siehe Biographie S. 42 und „Wanderbüchlein“ S. 25) nennen konnte, mit. Wie sie ihm und er dann ihr mitgespielt hat, berichtet eben das Gedicht nebst Nachtrag. Zu diesem absichtlich vorzeitig angesehnten Stiftungsfeste hatte er auch eine Denkschrift zu veröffentlichen, ein unscheinbares Broschürchen von 70 Seiten in Kleinoctav, betitelt: Eine „katholische“ Burschenschaft. Geschrieben von stud. jur. Karl Domanig, Bursch der Austria. Im Anhang: Scholaren-Lieder. Innsbruck. Verlag der Austria. Druck der Vereinsbuchhandlung. 1873. Für weitere Kreise erschien die Broschüre in geänderter Fassung und besserer Ausstattung im Verlage der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck. Und noch in den letzten Wochen seines Lebens beschäftigte Domanig der Gedanke, seine erste Publikation umzuarbeiten und der Verbindung „Austria“ zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes (1914) aufzulegen. Es ist die erste Apologie des katholischen Verbindungswesens, in die Form einer Icherzählung, eines Gespräches mit einem Korpsier gekleidet und behandelt in der Hauptsache die Fragen der Antiduellität, Katholizität und die Möglichkeit, diese mit echtem Studententum zu vereinbaren. Wie schon der Titel besagt, greift Domanig auf das christlich-deutsche Burschentum als die alte Grundlage der neuen katholischen Verbindungen

zurück, die mit mehr Recht als die jüngeren Burschenschaften heutiger Einrichtung auf die Tradition sich berufen könnten, in der Religion aber den reformierenden Faktor gefunden hätten. Und daß die neue Couleur keine Muckerei beinhalte, solle der zweite Teil, ein Auslese aus den „Bierpillen“ der „Austria“, bezeugen, an denen Götz, Swed und andere Anteil haben. Den Schluß aber bildet ein Beitrag aus dem Bierkomment der „Austria“, die sogen. *constitutio de doctoratu cerevisiae*, von Götz entworfen und von Hans Mayr vulgo Kleonenes, einem der damaligen hauptsächlichsten Mitarbeiter an den „Bierpillen“, ausgeführt. Dieses bierehrliche Doktorhüttlein erwirbt man sich nach vier aktiven Semestern und einer Bierfamilie von mindestens zwei Leibfuchsen, nach Ablieferung einer biergelehrten Dissertation usw. Nur Götz — und der als erster, Swed und Castor errangen diesen Gradus der Burschenherrlichkeit, andere, wie die Stifter, erhielten ihn ehrenhalber zuerkannt und noch heute zählt er zur höchsten Auszeichnung, die „Austrias“ Burschenkonvent äußerst selten vergibt. Götzens Bewerbungsgesuch hat sich noch erhalten, zählt nicht weniger als 6 Leibfuchse und ein ganzes Duzend „Bierskandäler“ mit siegreichem Ausgange auf; denn schon damals suchten gewisse Leute mit Holzkomment den kath. Farbenstudenten die akademische Freiheit zu bezeugen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alles und jedes aus Götzens Burschenzeit zum Besten geben, was durch Annalen, Briefe, Gedichte und Zeichnungen überliefert ist. Sie mußte ihr Ende nehmen, wollte der Hochstrebende sich nicht selber und seinen Weg verlieren. Schon im W.=S. 1872/73 und im S.=S. 1873 hatte er neben den ihm verekelten Vorlesungen über gemeines Deutsches Privatrecht, Quellen und System des kanon. Rechtes, Pandekten (Sachenrecht) schon solche über praktische Philosophie und Kirchengeschichte besucht. Und wie er alles gründlich besorgte, was er einmal für notwendig erkannte, so nahm er rasch entschlossen auf den Rat

des von ihm sehr verehrten Professors für Katechetik und Rhetorik Dr. Jos. Jungmann S. J. die Vermittlung des Briegener fürstbischöflichen Vinzenz Gasser an, als Konviktor im Collegium Germanicum, des alten Deutschen Reiches berühmtem Institut der Gesellschaft Jesu zu Rom, aufgenommen zu werden, obgleich er erklärte, „noch nicht“ den geistlichen Beruf in sich zu verspüren, sondern seine philosophischen Studien vollenden zu wollen. Der damalige Rektor und spätere Kardinal A. Steinhuber gab seine Zustimmung. Am 28. Oktober 1873, drei Jahre nach Roms Einnahme durch die Garibaldiner, traf der Tyroler dort ein und verließ als Doktor der gesamten Philosophie am 2. August 1875 das Kolleg wieder. „Quod ad statum ecclesiasticum“, wie der Kardinal eigenhändig bemerkte, „vocatus sibi minime videretur. Bonus adolescens bonoque ingenio praeditus perseveravit in bene coeptis.“

Im Germanikum fand Domanig seinen Mitschüler und späteren fürstbischöflichen Dr. J. Altenweisel wieder, der viel dazu beitrug, daß sich der Freiheitsdurstige, der schon als Mittelschüler sich nicht biegen und beugen wollte, nach einem halben Jahre in der Stilleinsamkeit des römischen Kollegs ganz zurecht fand. Der Knebelbart ward geopfert, das Rauchverbot verwunden, der in der Hitze besonders lästig empfundene Talar ihm vertraut wie die Pflicht, sich selbst zu bedienen. Von den übrigen Kollegen sind weiteren Kreisen bekannt geworden: Bischof Dr. Vucic von Zengg, Prof. Pohle aus Breslau, Katechet Jnderfurth aus Köln, Prof. Einig aus Trier, Dr. Pragmarer aus Mainz, die Jesuitenpatres Straub, Adolf Müller, Nisius, Prümmer usw.; von den Professoren der Universität „Gregoriana“, die Domanig besuchte: Secchi, Palmieri, Franzelin. Über die Lage des Germanikums zu jener Zeit und über das Kollegleben im einzelnen orientieren: Steinhuber, Geschichte des Collegium Germanicum—Hungaricum in Rom, 2. Bd. 6. Buch, und Ehrenborg, Zum Priesterideal. Domanig kannte aus Hettingers („Aus Welt und Kirche“ I) anschaulicher, farben-

prächtiger Darstellung das ganze Leben des Palazzo Borromeo. Die jungen Ausfrier konnten sich mit dem Gedanken noch nicht vertraut machen, daß ihr Bierdoftor und Altsenior ins römische Philisterland entrückt sei, verewigten ihn in den „Bierpissen“ entsprechend im Bilde und eröffneten die Bierklage:

„Seht, jetzt strahlt er in der Kutte,
furchtlos steht er da
Mit dem alten kühnen Mute,
Da ers Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Sehnen,
Die den Schläger schwang?
Wo die Stimme, die die schönen
Burschenlieder sang?

Wo das Auge und der Stecher
Mit dem blauen Glanz?
Wo der feingeschliffne Becher
Mit dem Farbenkranz?

Wo die Haare, feingeschnitten
Nach moderner Art?
Wo nach türkischen Landesfitten
Sein gewaltger Bart? —

Wohl ihm, dem die Musen winken,
Wo kein Bier man trinkt;
Wo auch nie die Schläger blinken
Und kein Kater singt

Bringet ihm die letzten Gaben,
Singet ihm ein Lied;
Alles sei mit ihm begraben,
Was den Bursch verriet.

Bringet ihm des Schlägers Schneide,
Den er tapfer schwang,
Der im heißen Wassenstreite
Manchen Sieg errang.

Wollt auch bei den Becher fügen,
Den im Bierduell
Rasch mit drei geschickten Zügen
Leerte sein Kehl'.

Dann soll in der Brust noch wallen
Ihm sein kühner Mut;
Daß er bieder mög' erstrahlen
In der roten — Kutt'.

Domanigs erste Nachricht aus Rom trägt am Kopfe das Bild der Kollegs-Villa St. Saba auf dem Aventin mit den großartigen Loggien des Kardinals Franz Piccolomini und dem herrlichen Panorama, besonders auf das alte Rom; eine eigenhändige Federzeichnung des jungen Konviktors. Darunter den Austriercirkel und endlich: „Mein lieber Schwed! Genau ein Monat, daß wir uns nicht mehr sahen! Nun muß ich Dir aber schreiben, trotz allen meines Zeitmangels und — selbst auf die Gefahr hin, daß Dir die Zeit mangle, mich zu lesen; nun muß ich selber es Dir sagen, was Du von anderen schon gehört haben wirst, daß es mir gut gehe! Ganz gut! Meine Erwartungen standen hoch und keine ist getäuscht. Das ist allerdings wenig bestimmt gesagt; denn wer weiß, was ich mir vorgestellt hatte. Aber ich fand vieles, was ich nicht zu hoffen gewagt hatte. Die alte Burschenherrlichkeit und die Lieder und alle Jugendlust glaubte ich Euch testamentarisch hinterlassen zu haben. Und nun finde ich Lieder und Jugendlust auch ultra montes! Du solltest einmal dies heitere Treiben der jungen Tedeschi in St. Saba sehen, einer dem deutschen Kolleg gehörigen ungefähr eine Stunde entfernten Villa! Eben komme ich davon zurück. Wenn man sich die Woche hindurch müde gearbeitet, denn hier wird sehr viel studiert und keine Minute ist zu vergeuden, dann kommt der Donnerstag, an dem man bei einigermaßen leidlichem Wetter nach der Villa geht. Um neun ist man dort und schon nach fünf Minuten hat alles die Hute

und Überkleider abgeworfen und lesen die einen Zeitungen, es liegen wohl an die zwei Duzend auf, die andern ihren Lieblingsdichter, viele spielen Kegel, dort eine Schar Piestretla usw. Nach dem Pranzo (Mittagessen) fortsetzung. Die Kehlen beginnen, in Tätigkeit versetzt zu werden. Über eine Zeit läutet die Glocke und etwa drei bis vier Duzend Germaniker, lauter Freiwillige, sammeln sich in der Ecke der Säulenhalle und halten unter Leitung einer selbstgewählten Vorsteherung ihre Sitzung der „Akademie“. Da wird eine Rede vorgetragen, frei und ohne Zutat von Amtscharakter, und die Kritik derjenigen angehört, die darüber ihr Wort zu reden haben. Darauf deklamiert Dr. Kiezler, ein Tyroler, die von ihm verfertigte Ballade: Der Wirt von der Mahr. Dann Marende, Wein und Obst; Singen, wer will; heim, vorüber an den Ruinen des goldenen Hauses, am Turm Aelos, über das Kapitol. Anders gehts morgen. Da wird von 5— $\frac{3}{4}$ 10 gebetet, studiert, kurz gearbeitet. Zweimal geht man auf die Hochschule, eine Viertelftunde weit. Ich höre 1 Stunde Psychologie, das ganze Jahr durch so, 1 Stunde Physik, 1 Stunde Mechanik, eigentlich Mathematik. Das sind Gelehrte und Lehrer, die hier vortragen! Als fortsetzung der Mechanik höre ich nächstes Jahr Astronomie von P. Secchi. Hier besteht nur ein Zwang zur Recreation, keiner zum Studium. Täglich ist Spaziergang. Und diese Spaziergänge! — Daß ich keinen Bart mehr trage, kommt mir fast so natürlich vor wie vor fünf Jahren. Öfter erinnere ich mich daran, geraucht und — ja, treue Freunde besessen zu haben. Aber besitze ich denn diese nicht noch? Bist Du mir nicht noch der gleiche liebe Bruder Schwed? — Bete mir manchmal ein Ave; denn ich bedarf, je größer das Ziel, umso größerer Kraft, es zu erreichen!“

Fast fünf Monate später der nächste Brief, natürlich wieder aus St. Saba: „Mit improvisiertem Federstil, in einer meiner schönsten Stunden, auf unserer Villa schreib' ich. Und ganz

oben habe ich angefangen, es ist „von wegen der Symmetrie“, damit ich ganz unten aufhören kann. — Entschuldigungen, daß ich nicht früher schrieb, mußt Du mir erlassen. Es ging nicht früher. Mittlerweile bist Du aber J. U. Dr. nec non C. geworden und ich darf Herr Doktor und Kollege sagen. Wahrlich war es mir keine geringe Genugthuung, Dich als meinen ersten und unmittelbaren Nachfolger im Doktorat de merito zu wissen, und wie ein Märlein aus alter Zeit hat's mich angemutet, als ich las: Swed ist zum Dr. jur. und etliche Tage zuvor (März 1874) zum Dr. cerevisiae promoviert. Wars mir doch eine Bürgschaft, daß Dir der frische, fröhliche Sinn, das „ächte Burschenherz“ im Bücherstaub nicht ist abhanden gekommen, und überdies eine gute Gewähr, daß er Dich im praktischen Leben auch nicht verlassen werde. O wenn ich sie vorüberziehen lasse, die Stunden, die meine schönsten, und die Freunde, die meine liebsten waren, dann hastet die Erinnerung an Dir, mein Swed! War ja keiner, der mich besser verstehen konnte wie Du, hab' ich mit keinem lauter jubeln und fröhlicher trinken und duftiger schwärmen können! Und dann denk' ich daran, wie wir beide über dem kalon das agathon nicht vergaßen und Burschensinn stets dahin haben gelten lassen, daß er die Kunst wäre, sich in alle Fragen des Lebens schlecht und recht zu finden — nun ohne fragens den vollen Becher zu schlürfen und ein andermal sich mit der naturnotwendigen Bestimmung des geleerten zu vertrösten. Den Nutzen, den wir uns versprochen, ich zieh' ihn reichlich. Brauch' ich Dir zu sagen, daß ich vieles verlassen habe, und schier alles anders fand zu Rom als daheim? Und doch hat mir keine der unseltenen harten Stunden den Mut angekränfelt. Was die Gegenwart etwa versagt, zaubert die Erinnerung herbei, diese reichste Fundgrube meiner Lieder und meiner Liebe. — Zum Exempel. Ein Germaniker tut sich alles selber als da: Schuh putzen, Bett machen. . . kurz alles außer Waschen und Kochen (Essen „tun ich selber“). Das hat

nir wohl manchesmal sonderbar, aber niemals schwer geschienen und über die ungewohntesten Functionen des lieben Ich hab' ich lachen können wie weiland in den Zeiten des krassesten Fuchsentums über dies und das. Das wär' etwas vom Nein, nun kommt ein Ja. Laß einen guten deutschen Spießbürger, was immer für Standes und Alters, nach Rom gehen; er wird im Forum romanum den campo vaccino und in der Peterskirche die größte Kirche der Welt sehen, vielleicht auch in einer Anwandlung von Pietät in der Trattoria „ai sette colli“ (im Gasthaus zu den 7 Hügeln) Mittag machen. Gleichweise haben die Piemontesen auf dem Kapitol eine Wölfin von Standeswegen zu erhalten beschlossen, welcher erhabenen Gedächtnisfeier mich schon längst durch einen Zusatzantrag eine praktische Seite abzugewinnen gelüstete. Aber ich wills nicht sagen, wie. — Mich hat Rom ganz anders berührt. An dieser ewigen und heiligen Stätte, vor Augen die Weisheit der Alten, die Größe Michel Angelos, die Vollendung Rafaels — bin ich aufgetaut und wie ein anderer geworden, mit vollerm Herzen, festerem Willen. — Du bist Nationalökonom und als solcher gewöhnt, den Verhältnissen rückwirkende Kraft auf den ganzen Menschen zuzuschreiben: aber wie nirgendwo und nirgendwie gilt dies von Rom.

Doch, wo hat mich Dein Doctor cerevisiae hingeführt! Du bist auch Doctor juris geworden. Ich beglückwünsche Dich zu dem glücklichen Abschlusse Deiner Studien. Nun sei Dein äußeres Wesen adäquat! — Du sprachest mir dereinst von dem Plane, in diesem Sommer eine deutsche Universität zu besuchen, und bist hoffentlich nicht abgekommen. Laß mich Dir sagen, daß ich für gut hielte, Du zögest — nicht etwa unter gleichen Umständen, sondern ein für allemal — die Großstadt einer Kleinstadt vor. Nicht so fast die Lehre als das Leben, nicht Unterricht in der Nationalökonomie, aber die Schule der Welt tut Dir sehr not. *) Meine Anschauungen über diesen

*) Dr. Bruder besaß nicht des Brieffschreibers Selbstgefühl und Auf-

Punkt hab' ich Dir oft genug auseinandergesetzt, und wie wohl ich nicht verlange, daß Du die Äußerungen eines jungen Unerfahrenen zur bindenden Richtschnur nähmest, ja gerade weil ich darauf verzichte, darf ich Dich bitten, eines nicht zu verkennen: Deinen Blick stets auf das Notwendigere zu lenken. Prüfe Dich selber, was das sei, und erwirb es Dir ohne kleinfrämerische Rücksichtnahme. An dieser Stelle erlaube ich mir, Dich an das Versprechen zu mahnen, das Du mir scheidend gegeben hast, an Dein letztes Wort, Swed! Und nun basta! — Verlange nicht, daß ich Dir auf eine Stelle Deines Briefes erwidere, die mich, offen geredet, beleidigt haben würde, wenn ich Dich nicht besser kannte; gleichwohl tat der

treten, trotz seiner vielseitigen Begabungen, und verleugnete die militärische väterliche Erziehung nicht. Er war gewohnt, auf die Worte seiner Lehrer zu schwören, sog die liberalen Theorien seiner Professoren in sich auf, um erst, nachdem er ein Jahr Nationalökonomie in Wien 1874 bei Lorenz v. Stein gehört hatte, mit Hilfe eines Staatsstipendiums als Schüler eines W. Roscher in Leipzig (W. S. 1874/75) und eines H. Wagner und Rub. Maier in Berlin (S. S. 1875) zu erfahren, daß das, was er, gläubig hingenommen, schon als veraltete Vorurteile bekämpft wurde, von Männern, denen er auch persönlich nahe trat und die größte Verehrung entgegenbrachte. Er atmete auf, daß auf dem Gebiete der Nationalökonomie Anschauungen zu Recht bestehen könnten, die sich mit seinen religiösen ohne weiteres vereinbaren ließen, ja in diesen ihren Rückhalt fanden. Er begann, sich an selbständige Forschungen zu wagen (so z. B. über die Finanzpolitik Herzog Rudolfs v. Österreich, über die christliche Natur des Deutschen Rechts) und eigene Wege zu gehen. Früher nur als Privatmann, war er von nun an auch als Gelehrter Katholik — zum Entsetzen der Professoren E. Böhm-Bawerk und A. Val de Lievre, die 1875 Bruders, von Roscher und Wagner beeinflusste, vielleicht mit mehr Freimut und jugendlichem Feuer, als mit Klugheit abgefaßte Habilitationschrift über eine der liberalen Anschauung zuwiderlaufende Theorie vom Zinse (in der Lüburger Quartalschrift für Nationalökonomie später erschienen) als nicht annehmbar qualifizierten, obgleich Unterrichtsminister v. Gautsch und Sachprofessor Matajek schon entschieden hatten, zur endlichen Habilitation bedürfe es nur mehr einer kleinen, selbständigen Arbeit, und sein Examen, zu dem er gleichwohl zugelassen wurde, und seinen Probevortrag, den er trotzdem abhalten konnte, für unbefriedigend erklärten. Der Bonner Professor R. Lamprecht, dessen „Wirtschaftsleben im Mittelalter“ Dr. Bruder einer scharfen Kritik unterzogen hatte, konnte nicht seine Entrüstung zurückhalten.

Verdacht wehe, daß einst unsere Wege auseinandergehen sollten. Merk' wohl, wir beide haben nur ein Ziel und dahin nur einen Weg. Trennt sich der Weg, o dann hat einer von uns sein Ziel verloren. Nein, Swed, das darf keiner von uns! Bete Du für mich, ich bete für Dich! † Vor acht Tagen habe ich mein erstes Examen bestanden. Es hat Einfluß auf das Doktorat. Die Schulverhältnisse am Kollegium sind völlig andere als an jeder deutschen Universität und heute nach Ablauf eines Semesters erkenne ich Dank dafür. Um Dir nur ein Kleines zu sagen. für das Examen war aus Philosophie die Einfachheit, Geistigkeit und Freiheit der Seele zu studieren, nichts weiter; quantitativ freilich viel mehr als Mechanik und Physik.

„Wie — Sie sind auf Ihre Arbeiten nicht als Privatdozent zugelassen worden? Das ist ja rein unglaublich, oder spricht für eine Enge des Bewußtseins, gegenüber welcher die bekannte psychologische Enge nur ein betäubter Watschenknapf ist. Ich kann das vorläufig als Definitivum wirklich nicht glauben.“ Aus Briefen der Professoren Inama-Wien und Wagner-Berlin spricht nicht geringere Einschätzung für den Abgewiesenen. „Daß der Doktrinarismus Menger — Böhm-Bawerk's aber an dem Urteil seinen Anteil hat, daran zweifle ich umso weniger, als eben auch Dr. Adler in Wien alle möglichen Schwierigkeiten gemacht werden“, berichtet Prof. Dr. G. Schmoller-Berlin. Auch ein späterer Versuch der Habilitierung mißlang. Ins Kultusministerium berufen, winkte Dr. Bruder eine glänzende Laufbahn, er hoffte jedoch noch auf die Professur und kam schließlich über die Wiener alsustos an die Universitäts-Bibliothek Innsbruck, übernahm die Redaktion und Mitarbeit des von der Görresgesellschaft herausgegebenen Staatslexikons und entfaltete eine seltene Gründlichkeit und Vielseitigkeit, wie er auch als Beamter in Pflichttreue und Fleiß nicht überboten werden konnte. Der Verbindung „Austria“ blieb er ein eifriges Mitglied, ein Förderer alles Schönen und Edlen, besorgte als Schriftführer durch ein Jahrzehnt die Philistergeschäfte und schuf eine ideale Kneipzeitung in Wort und Bild, aus der er zum 25. Stiftungsfeste eine Auswahl Gedichte unter dem Titel „Pfauenfedern“ als Buch erscheinen ließ. Als er am 26. Mai 1896 im besten Alter aus dem Leben schied, wiederholte mancher Nekrolog in Österreich und Deutschland Bruders Worte auf Dr. Raschberger:

„Laßt uns seiner stets gedenken,
war ein Mann, brav und geschick,
tät uns Gott viel solche schenken,
war die Christenheit befreit.“

Beide letztgenannten Disziplinen werden italiänisch (Philosophie lateinisch) tradiert und geben mir darum viel zu schaffen. Auch wird nicht wenig gefordert: z. B. in Mechanik der Calculus &c. und da sitzt dann Dein Götz wohl manchemal trübselig über den ungezählten Wurzeln, Logarithmen u. S. —. Nächstes Jahr höre ich Astronomie bei P. Secchi. Diesen berühmtesten Astronomen der Jetztzeit und einen der ersten aller Zeiten hatte ich mir ehemals — ich weiß nicht, wie es kam — als furiosen Rappellkopf vorgestellt, dem kurz gesagt, nichts weniger behaglich sei als sein Jesuitenhabit. Aber P. Secchi schaut ganz anders drein. Ein Mann in den fünfziger Jahren, mittlerer Größe, mit einem vorzüglich großen breiten Kopf. Sein Gesicht wäre fast bäuerlich zu nennen, ohne die klaren klugen Augen und den genialen Zug um den Mund. Im Umgange der bescheidenste und einfachste Mann, ist er als Lehrer kurz, tief und nicht selten sprühend vor Witz.

Seine Reden über die Bedeutung der kath. Kirche für das Gemeinwohl des Volkes, über die Vortrefflichkeit des alten deutschen Rechts gegenüber dem römischen, über die Idee des hl römischen Reiches deutscher Nation und die providentielle Aufgabe Österreichs, über die noch ungewürdigten Verdienste der Habsburger um Deutschland können noch heute vornehme Revenen zieren

An die Witwe des Verstorbenen, seines treuesten und anhänglichsten Freundes, schrieb Domanig aus Klosterneuburg noch am Sterbetag u. a : „Was werden Sie leiden! Es ist mir fast, als ob ich Sie mehr bemitleiden sollte als ihn. Denn ihn bemitleiden, das kann ich ja gar nicht. Hat er nicht erreicht, was wir alle erstreben müssen: einen schönen christlichen Tod? Und das, nachdem er eben seine große wissenschaftliche Lebensaufgabe erfüllt hat! Wie wenige — o nicht von zehntausend einer! — können es von sich sagen, wie unser dahin geschiedener Freund: „Ich habe nicht umsonst gelebt“; und wie wenige haben — das darf ich, der ich jede Neigung seines Herzens kannte, von ihm sagen — wie wenige haben so brav, so gut, so rein gelebt wie er! Ihn bemitleiden, hieße ihm die Krone des Verdienstes neiden. Nein, das wollen wir nicht. Im Gegenteile, wir wollen beten, daß ihm der I. Gott den vollen Lohn für sein hartes Tagewerk nicht länger vorenthalte: Gott gebe ihm die ewige Ruhe — ach, er hat hier die Ruhe wenig genossen — und das ewige Licht, das Licht der Wahrheit, wozu er so gestrebt hat, es möge ihm leuchten in alle Ewigkeit. Er ruhe in Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Seinen Schülern ein Freund, dabei der eifrigste Priester. Daß seine Bildung sich über die Kenntnisse der Astronomie hinaus erstreckt, brauch' ich kaum zu bemerken; er erhielt seine Ausbildung in England, Amerika, Paris 2c. 2c. Bei der letzten großen Sonnenfinsternis erlaubte ihm sein Orden, nach Afrika zu reisen. Es ist richtig, daß die Piemontesen ihn aufforderten, sich prüfen zu lassen, ihn, den Frankreich z. B. mit den größten Ehren überladen hatte und den zu ihrem Ehrenmitgliede zu zählen so viele Akademien — wenn ich nicht irre, auch die der 40 Unsterblichen — sich glücklich schätzen. Vor kurzem hat man ihm jedoch auch ohne Prüfung das Diplom der Lehrbefähigung ausgestellt. . . P. Secchi ist aber nicht der einzige berühmte Mann am Coll. Romanum/Von der Theologie nicht zu sprechen, welche den größten Dogmatiker, den Tyroler Franzelin, und den größten Moralisten, Ballerini, aufzuweisen hat, sind gerade meine Lehrer außerordentlich tüchtig. Wie ward ich deutscher Jüngling stutzig, da ich Caretti die verschiedene scholastische Philosophie mit solchem Feuer, solcher Tiefe und vorab mit solcher Liberalität vortragen hörte! Der Physiker heißt Marchese Provenzali. Sein Werk ist wohl das beste in Italien und verdient rücksichtlich der Methode, über die allein ich mir allfalls ein Urtheil erlauben darf, vor der in Deutschland gang und gäben unendlichen Vorzug. Nicht minder bekannt ist Fogliini als tüchtiger Mathematiker. Was das Sprüchlein: Doctor Romanus . . ., anlangt, so ist seine Richtigkeit ebenso weit her als seine Reime. Gewiß ist, daß kein Doctor Romanus augenblicklich an einer deutschen Universität bestände, aber ein Doctor germanus noch viel weniger hier. Aber wie viel ließe sich da sagen! — Mir geht es gut. Die wahrhaft karnibalistische Wirtschaft der Piemontesen ließ uns z. St. noch ungeschoren. Der Frühling ist eingezogen mit seiner ganzen Pracht und mir ist ganz frühlingsfrisch zu Mute. . .“

Dem Briefe legte Domanig für seinen Freund in Apoll ein Eichenlaub vom Lieblingsbaume des Torquato Tasso bei,

unter dem dieser an seiner Gerusalemme liberata gedichtet haben soll, weiters Reime von dem, „was der Dr. Götz später einmal an sich wahrgenommen habe“:

So hat sich tückischer Übermut
an seinem Herrn gerochen;
mir ist erstarrt das heiße Blut
und meine Faust gebrochen.
Vom Rosse fiel ich jäh herab,
da eh' ich hoch gefessen —
O weh, ich nahm den Mut und hab'
die Demut gar vergessen.

Und damit die Rückseite nicht ungenützt bleibe, zeichnet Domanig einen palazzo auf mit einer Erklärung im Stile der Swed'schen Reimkunst: Dieses ist der Quirinal, so benannt vom Akquirieren, drein der König tut logieren und ich muß vorbeimarschieren alle Wochen zwanzigmal . . .“ Der getreue Swed aber hatte Mitleid mit dem tirolischen Landsmann in Rom, verewigte Bild und Gedicht in den „Bierpillen“ und malte darüber das Porträt des Freundes Im übrigen plagten ihn Sorgen, ob er wohl das ersehnte Stipendium zum Besuche deutscher Hochschulen und zur Weiterbildung erlange, wozu natürlich Domanig in Rom nicht helfen konnte. Auf drei Briefe Dr. Sweds versicherte er ihn am 11. Juli 1874, daß er wohl nach wie vor denselben Anteil nehme, „owêh deich niht vergezzen mac! An Dir und Deinem Geschiê! Vergiß es nicht: sein Schicksal schafft sich selbst der Mann! und schwerlich wird je eine so folgenreiche Periode in Deinem Leben wieder eintreten als die dermalige; was Du werdest, dazu wirßt Du Dich in diesen Tagen des ersten öffentlichen Auftretens gemacht haben. Bete, denn alle Hilfe kommt von oben, aber wisse, daß Du mit Gottes Hilfe alles vermagst. — Gelt, Schwed, Du nimmst es mir nicht übel, daß ich eine Predigt schrieb? Wenn Du wüßtest, wie Du mir anliegst und wie durch herbe Erfahrungen ich selber dahin gelangen mußte,

daß im Kreuze alles Heil sei, im Heil allein Wahrheit, Freiheit und — die rechte Liebe! — Über Deine Zukunft sei nur nicht im Bange, ein Kerl, wie Du bist, ist überall brauchbar und wird sich bald Anerkennung verschaffen. Sieh nur, daß Du Hammer und nicht Amboss seiest, denn in den Augen gerade der Liberalen giltst Du doppelt. Nun bist Du Mann, nun setze Dein Vertrauen auf Gott und Deine eigene Kraft, den Schmeichelreden trau' nicht. Aber lassen wir das; ich vergeß' Dich im Gebete nicht, mein Bruder Schwed, und nähre die Hoffnung, daß wir beide dereinst uns werden sagen dürfen: als alle untreu wurden, standen wir fest und jung haben wir gelernt, stark zu sein. Leb' wohl! -- Daß Du noch immer Humorist bist, gefällt mir und oft schon dachte ich, daß Du diesem Talente eine Ausbildung solltest angedeihen lassen. Es ist doch heute kein mächtigerer Verbündeter der Lüge als die Presse; in veritate libertas! Schreib' mir darüber! — Studier' Balme; das Büchl ist klein, aber den Autor nannte seßthin unser Caretti den Philosophen des Jahrhunderts — und das muß wahr sein. — Mir geht es nicht absonderlich gut. Die Hitze hat mich sehr geschwächt; meine Nerven sind arg zerrüttet und wie wohl man mir Erleichterungen zukommen läßt — z. B. darf ich neuestens rauchen —, so schwebt es mir doch furchtbar drohend vor Augen, die heißesten Monate in Rom verbleiben zu müssen. Denn erst im September werden wir in das Albanergebirge ziehen. Bete mir um Kraft!"

Von nun an begegnen wir mehr und mehr Sprüchen und Hinweisen aus mittelhochdeutschen Dichtungen in Domanigs Briefen. Neben dem alten Vertrauten vom Gymnasium her, Homer, neben Manzoni's Verlobte, die auch Begleiter für das ganze Leben des Dichters werden, neben deutschen Volksschriftstellern wie Gotthelf, Hebel, Alban Stolz, Hansjakob, tritt Domanig zu Rom dem Vogelweider und Eschenbacher sowie dem Nibelungenlied ernstlich näher und erinnert er sich wieder, was er aus dem Munde seines innsbrucker Professors

J. V. Zingerle vernommen hatte. Wie in Straßburg der nationale Gegensatz sein Deutschtum vertieft hat, so führte ihn nun der kulturelle gründlicher auf die altdeutsche Art und zur stärksten Liebe seiner Heimat. Da reiste der Dichter. Was bisher oft nur Scherz und Spiel, Burschensang und Studentenart gewesen, das quillt nun mit innerem Drange als Ernst und Aufgabe, Lust und Leben aus der übervollen Seele. Domanig erfuhr zu Rom die Freude, „ein Gedicht hinwerfen“ zu können (siehe „Wanderbüchlein“ S. 11—17, 19—24), er, der doch schwer mit der Form rang und auch in Phantasie und Erfindung selten die gewünschte Farbenfreudigkeit und Lebensfrische entfalten und festhalten konnte. Im Spätsommer 1874 zu S. Pastore in den Sabiner Bergen,*) wohin die Germaniker endlich übersiedelt waren, entstand nach der Erinnerung an eine Erzählung der Mutter der Einakter „Braut des Vaterlandes“, den er zwanzig Jahre später seiner vollendeten dramatischen Triologie „Der Tyroler Freiheitskampf“ voranstellen konnte. Wie lebhaft Heimat und Haus damals vor seiner Seele standen, mag auch die Erscheinung erhellen, daß zu Rom das erste seiner mundartlichen Dichtungen, (nämlich „In der Christnacht“, Biogr. S. 181) gelang, von denen doch ein Tiroler Professor in Nagl-Heidler-Caste's Deutsch-österreichischer Literaturgeschichte (II 639) in Unkenntnis des Verfassers fragt, ob sie nicht einer viel älteren Zeit angehörten, wie die echt bauernmäßige Mundart — fast ohne fremde Einschläge — erraten ließe . . . 1874 schrieb Domanig endlich auch eine Epistel „Vom Segen Gottes“ (nun im „Hausgärtlein“, 2. A. S. 115, abgedruckt in: Mohr, Die Heimat, in dem auch Joh. Mumbauers Erinnerungen an Domanig sich finden)

*) Die Villa in San Pastore, an der Heerstraße Tivoli — Palestrina, mitten unter Pinien, Palmen, Platanen, Steineichen, Zypressen und Oliven, Lorbeerhainen und den reichsten — Erinnerungen an die italienische Antike und italienische Klassikerzeit, bietet auch stimmungsvolle Ausflüge nach Tivoli, Tusculum, in die Sabiner-, Volstker- und Albanerberge, zu den Pontinischen Sümpfen u. s. f.

nieder, als er in einer rhetorischen Übungsstunde zum erstenmale sprechen sollte. „Die Aufgabe war“, so berichtet der Dichter später selber, eine Unterweisung für das Volk. Ich entschied mich für eine Geschichte, die mir die Mutter von ihrem Vater erzählt hatte und trug sie ganz so vor, als ob ich unter meinen Tyroler Bauern säße; denn der Gedanke an die Heimat, das Tyroler Heimweh, hat mich gerade in Rom nie verlassen. Ich redete ohne literarische Ambition und war darum höchlich erstaunt über den Beifall, den man mir in der darauffolgenden Diskussion zollte. Es war eigentlich mein erster literarischer Erfolg. Und der ermutigte mich denn, ein zweitesmal, als die Reihe wieder an mich kam, genau in demselben Tone fortzufahren und das „Glückselig's Neujahr“ vorzutragen. So bin ich, ohne es im geringsten beabsichtigt zu haben, zur Volksschriftstelleri gekommen.“ (Wie er sich in dieser gab, haben wir übrigens schon bei der Erinnerung an die mit Recheis gemeinsam unternommene Wallfahrt nach Trens gesehen.) Allmählich reifte in Domanig die Erkenntnis seiner wirklichen Lebensaufgabe: als ein Priester andren Sinnes seinem umbrandeten Tiroler Volke und damit jedem christlichen heimattreuen Volkstum zu dienen als Dichter und als Interpret der Kunst; denn auch die feierlich-ernste antike und romanische und die herbe deutsche Malerei, Plastik und Architektur hatten es ihm angetan. Die Renaissance empfand er als eine alles Einheitliche zersetzende Kunstmischung, die sich von der äußeren und inneren Architektur losgesagt habe. Domanig ging in Kunst und Leben vom Einzelnen aufs Ganze und Typische, vom Kleinen aufs Große, vom Konkreten aufs Ideelle aus, wie schon seine Briefe und obiger Ausschnitt aus dem „Hausgärtlein“ dartun. Und ähnlich bezeichnend ist für den Menschen und Dichter Domanig, die Freundschaft und Mitarbeit mit so manchem Künstler geworden; es sind zumeist figurale Zeichner, die Plattner, Führich, Wörndle, Schuhmacher und jedem bot er nennenswerte

gedankliche Anregungen. In keiner seiner Dichtungen nimmt aber eine landschaftliche Schilderung einen größeren Raum als etliche Zeilen ein, nirgends tritt der Kunsthistoriker hervor, wie etwa bei Adolf Pichler der Geologe. Domanig war selbst der bessere Zeichner als Maler; die Idee, die Erfahrung standen im Vordergrund seiner Seele, die Menschen, die sittlich-dichterische Aufgabe. In seiner Gründlichkeit entwickelte er gleich in Rom ein ganzes Lebensprogramm.

Auf streng programmatischen Boden stellte er sich. Wie bei der Verbindung die prinzipiellen Fragen große Entschiedenheit erheischten, so mag die Zeit überhaupt diese ihm fürs ganze Leben als Grundbedingung gedeihlichen Schaffens nahe gelegt haben. In die von den Garibaldinern besetzte ewige Stadt, in das römische Kolleg mögen genug Nachrichten vom deutschen Kulturkampf und von den österreichischen Maigesetzen gedrungen sein. Es ist bezeichnend, daß Domanig gerade den nächsten Brief an Dr. Bruder äußerst sorgfältig niederschrieb, wie sonst keinen bisher an diesen Freund, nur etwa die an Leibniz Lieber und an die Verbindung ausgenommen, die gleichfalls durch ihren Inhalt sprechen. Am 7. Oktober also sandte Domanig an seinen Herzensfreund folgende Zuschrift aus S. Pastore: „Mein lieber Swed! Ich habe Dir schon längst schreiben wollen; immer waren die Hindernisse stärker als mein guter Wille. Heut morgens aber sagte ich: Nun mußt Du! — Denn ich habe geträumt und der Traum blies in die alte Liebe. Was wars? — Von Dir und schon Erlebtes! Wir stunden auf dem Vellenberge, zu Füßen die Heimat. Du hattest den Arm um meinen Nacken getan und wir liebten uns innig wie zwei Knaben. Aber wir waren schon Männer geworden und Du sagtest: Wir sind doch Kerle! Ich lächelte; Du riefest: All was wir haben, Götz, für die Freiheit! Und ich sagte: Ja als Mannen der Wahrheit; wir haben alles zu essen! Dann schwand das Bild ins Ungewisse. Im Erwachen aber fielen mir Volker und Hagen ein, da sie

die müden Recken hüteten, die treuen, die verrathenen; wie der „kuene videlaere“ sie in den Schlaf sang, „daz al daz hûs erklang“ und der andere Waffen wehte. Wollen wir nicht das Vaterland hüten, Swed? Kampf dräut und frischer Kräfte bedarfs! — Wie eines Milch- und Waffenbruders liegt mir Dein Geschick am Herzen. Mich freut, daß Du Stipendium und gute Aussicht bekommen und daß sich also erfüllt, was ich seit langem gewünscht habe. Geh' denn, mein Lieber, tu Herz und Augen auf und vergiß nicht einen wichtigen Stock mit auf die Reise, geschnitten aus Tyrolerholz; ich meine Deinen Glauben. Bleibe demütig, damit Du den Segen Gottes habest und werde kein Bücherwurm, da Du ja wohl das Sprüchlein kennst, welches wir im Achartal zusammen an die Wand schrieben:

Das Geheimnis alles Seins ruht in deiner Seelen;

Nur mußt du dich selbst dahin zum Wegweiser wählen . . .“

Und wieder fünf Monate später aus Rom: „Bist Du nun endlich überdrüssig des geduldigen Harrens und zeihst mich der Untreue, weil ich Dich Monate lang ohne Antwort lasse — auf zwei Deiner Briefe? Aber könnte ich Dir schreiben nach Gefallen, o lieber Swed, Du solltest allwöchentlich eine Epistel und immer wieder aufs neue die Bestätigung meiner Liebe haben! Wohl wenige Tage vergehen, daß sich mir Dein Bild nicht stellt — selten freu' ich mich oder traure einmal, ohne zu wünschen: wäre nun Swed hier! Der Wunsch ist eitel, Dein Bild zerfließt — bald in den Wurzeln der Integralen, bald in unsaßbaren cauceptibus ontologicis — und nicht einmal der Höflichkeit bin ich gerecht geworden! — Aber Du müßtest meine Tagesordnung kennen! Und die Rigorosen vor der Thür und — überhaupt! Ich geize mit meiner Zeit; denn sie bietet mir viel und ich habe sie gedungen um nicht geringen Preis! Also verarge mir nicht, daß ich das Notwendige eher als das Angenehme abmache; zweifle nicht an meiner Freundestreue und fahre fort, mir oft und viel zu

schreiben — nur wenn ich bitten dürfte, nicht wieder vor dem Mittagessen . . . Neulich erhielt ich die „Tiroler Stimmen“ und fand darin ein feuilleton „Deutsche Wissenschaft“ Leipzig E. Es lag nahe, Dich als Verfasser zu vermuten; ich tat es und freute mich dabei. Denn alles an diesem Artikel gereicht einem jeden zur Ehre, Dir aber und namentlich in meinen Augen zur besonderen. Nicht weil Du nun zum Originalkorrespondenten der „N. C. St.“ avanciert bist, sondern weil Du Dich nicht schämst, das arme Blättlein zu unterstützen; und mehr, weil diese wenigen Zeilen viel Selbständigkeit des Urteils und Unbefangenheit der Auffassung bekunden. Diese Gründe aber wiegen auf meiner Wage doppelt schwer, weil sie, nun weil sie stark mit Eigennutz untersezt sind. Nämlich ad 1) empfinde ich nicht selten eine Beklemmung, daß ich „unser Organ“ noch niemals mit einer Zeile aus Rom bedachte; darum ist es mir so behaglich zu wissen, daß Herr Bruder in Leipzig sich rührt. Ad 2) ich hatte Dir vor Zeiten Leipzig anempfohlen, weil ich hoffte, daß Dir das dortige Klima Urteil und Charakter rasch zur Reife bringen werde; in der Voraussetzung nun, daß Du der Schreiber des oben belobten Artikels seiest, sehe ich meine Hoffnungen sich erfüllen, meinen Rat erprobt — hinc illa gaudia! — Mit diesem letzten Satze ist mir die Brücke gebaut ins Reich der Moral; ich will sie nicht betreten. Sonderbar! Seit geraumer Zeit, seit ich anfang, in mich selbst zu schauen, war mir die Lust zum moralisiren verleidet; nur wenn ich an Dich schreibe, juckts mich allemal. Woher das anders, als weil Du mir anliegst schier wie das eigene Ich, recht als *dimidium animae meae*? — Ich bete wohl oft für Dich, mein ~~teuer~~er Swed, daß Dich Dein Engel behüte, bete, daß der Herr Dir Deinen Glauben erhalte, weil es doch auf weiter Erde kein schöneres Bild gibt als wenn ein Volk, ein Mann, dem Dienerei und „Wohllust nie den Nacken bog“, ins Knie sinkt vor dem Herrn! Ich bete, daß sich verwirklichen wolle mein heißer

Traum: Schutzmauern ich und Du im heiligen Land Tyrol! O, beten wir für einander, Swed, es ist das einzige 3. J., wodurch sich unsere Liebe als wahr und warm und tatkräftig erweisen kann! — Mir geht es sehr gut. Meine Gesundheit ist gewaltig besser bestellt als je zu Rom; auch bin ich außerordentlich zufrieden und genieße eine ungekannte Ruhe; was die bekundete Strenge der Hausordnung anlangt, so fühle ich dieselbe kaum mehr. Eine namhafte Erleichterung ist mir dadurch geworden, daß ich ein eigenes Zimmer erhielt. Meine Fächer sind: Ontologie, Ethik und Astronomie. Letztere, wie wohl meinen Neigungen und Fähigkeiten wenig entsprechend, gewann mein Interesse durch den Lehrer; Du sollst ihn hören, diesen ersten Astronomen unserer Tage, diesen schlichten lustigen Secchi! Ich bin — aber ich will lieber nicht anfangen von diesem Manne meiner stets gesteigerten Hochachtung und Liebe zu reden. Rom ist sehr ruhig, wie weit es mir scheint, ruhig trotz Garibaldi . . .“

Endlich noch am 11. Juni 1875 zu Sweds Namenstag: „Also da bin ich mit meinen Glückwünschen; aber es wird kurz werden, Du weißt warum. Ich wünsche Dir einen recht wachsamem Schutzengel und viele Demut! Damit kannst Du ein guter Mensch bleiben und wie gut Du bist, ebenso glücklich wirst Du Dich fühlen und sein. Sodann bewahre mir Deine Freundschaft und sieh' zu, daß wir beide das ABCD einer patriotischen Tat abgeben. Gelt, komm' ich immer mit meinen Tyrolismen daher! Aber hast Du nicht auch erfahren, wie man in der Fremde seine Heimat hochschätzen und lieben lernt? Wenn Du, wie vorauszusehen, auch nächstes Jahr im Ausland zubringen wirst, wo wird das sein? Ich an Deiner statt ginge vorerst nach England. Den Winter in London und — den Sommer in Löwen? Daß Du für nun Berlin erkoren, freut mich. Du hast gewiß unsere Konnexion mit Dr. Lieber benützt, um in die Sirkel des Zentrums eingeführt zu werden? — Mit meiner Gesundheit bin ich sehr zufrieden; es

geht mir ohne Vergleich besser als im Vorjahr. Daß bei der wälschen Hitze das Studieren wenig Annehmlichkeiten bietet, versteht sich. Aber ich habe gar nicht mehr Zeit, an das Unangenehme zu denken, so sehr drängt das Notwendige. Daraus erklär', daß ich schließe, ich muß . . ."

Glücklich war das letzte Rigorosum bestanden, der Doktor promoviert, von Rom Abschied genommen — für ein Jahr: fünf — noch vier Wochen in Monte Cassino verweilt (wo dem Dichter ein Laienbruder das Motiv der wohl am bekanntesten gewordenen Tiroler Erzählung Domanigs „Erhörung“ berichtete) und dann ging es endlich wieder heim nach Tirol, ein neuer Vollbart umrahmte das gebräunte Antlitz . .

Mich überkam es still und mild
Als wie ein frühlingsregen
Und siebenfarbig, Bild an Bild,
Seh' ich den Gottesseggen.

O tu dich auf, lieb Seele mein,
Und laß den Himmel tauen!
Nun dürfen alle Englein
In deinen Himmel schauen.

(Domanig, Segen, 1875).